Ph. Sp. 126

<36601495220016

<36601495220016

Bayer. Staatsbibliothek

kV

Burkes,

Philosophische Untersuchungen

über den

Ursprung unsrer Begriffe

vom

Erhabnen

und

Schönen.

Nach der fünften Englischen Ausgabe.

Riga,

bey Johann Friedrich Hartknoch, 1773.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

139 B. m. 2

Vorrede des Verfassers
zur fünften Ausgabe.

Ich habe mich bemüht, diese Ausgabe etwas vollständiger und genugthuender zu machen, als die erste. Ich habe alles, was gegen meine Meynungen öffentlich erschienen ist, mit der äußersten Sorgfalt aufgesucht, und mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Ich habe

von den freymüthigen Erinnerungen meiner Freunde Vortheil zu ziehn gesucht; und wenn ich durch diese Mittel besser in den Stand gesetzt wurde, die Unvollkommenheiten meines Werkes zu entdecken, so wurde ich auf der andern Seite, durch die Nachsicht die es bey aller seiner Unvollkommenheit gefunden hat, desto stärker gereizt, ihm alle mögliche Verbesserungen zu geben. Ob ich gleich nicht hinlängliche Gründe, wenigstens nie hinlänglich scheinende Gründe gefunden habe, wesentliche Aenderungen in meiner Theorie zu machen: so habe ich es doch an vielen Stellen nothwendig gefunden, sie aus einander zu setzen, zu erläutern und zu befestigen. Ich habe eine Einleitung über den Geschmack vorangeschickt; eine

Materie,

Materie, die an sich selbst wissenswerth ist, und natürlicher Weise auf die Hauptuntersuchung führt. Dieß mit den übrigen Zusätzen zusammen genommen, hat das Buch um ein beträchtliches größer gemacht; und ich befürchte, es hat mit seiner Dicke zugleich die Anzahl seiner Fehler vermehrt; — So daß es also aller meiner Sorgfalt ungeachtet, jetzt vielleicht noch einer größern Nachsicht bedürfen mag, als da es zum erstenmal erschien.

Diejenigen, welche mit Untersuchungen dieser Art bekannt sind, werden darauf gefaßt seyn viel Fehler zu finden, und geneigt sie zu vergeben. Sie wissen, daß viele Gegenstände dieser Untersuchungen, ihrer Natur nach dunkel und verwickelt sind, daß

viele andre durch erzwungenen Scharfsinn, und falsche Gelehrsamkeit dazu geworden sind. Sie wissen, daß in der Natur der Sache selbst, in den Vorurtheilen andrer in unsern eignen eine Menge Hindernisse liegen, die es äußerst schwer machen, das ächte Antlitz der Natur in einem deutlichen Lichte zu zeigen. Sie wissen, daß, indem die Seele auf den ganzen Plan der Dinge aufmerksam ist, ihr mancher einzelner Theil derselben entwischt; daß wir oft die Schreibart nach der Sache herabstimmen, und den Ruhm der Feinheit und Eleganz aufgeben müssen, um die Befriedigung der Deutlichkeit zu erhalten.

Die Züge der Natur sind leserlich; aber sie sind doch nicht so heraussstehend,

daß die welche laufen, sie lesen könnten. Wir müssen mit Behutsamkeit, bald hätte ich gesagt mit Schüchternheit dabey einhergehen. Wir müssen nicht versuchen zu fliegen, wenn wir kaum vermögend sind zu kriechen. Da die Natur uns so enge Schranken gesetzt, und unsrer Fähigkeit so bestimmte Gränzen angewiesen hat, so sollten wir, so oft wir einen zusammengesetzten Gegenstand untersuchen, alle einzelne Ingredienzien der Mischung, Stückweise betrachten, und jede Sache auf die allereinfachsten Bestandtheile bringen; wir sollten hinterdrein diese gefundene Grundtheile durch die Wirkung des Zusammengesetzten beurtheilen, so wie wir das Zusammengesetzte aus der Wirkung seiner Grundtheile

erklären wollen. Wir sollten unsern Vorwurf mit Dingen von ähnlichen, und selbst mit Dingen von entgegengesetzten Beschaffenheiten vergleichen; denn oft werden durch die Gegeneinanderstellung Entdeckungen gemacht, die uns bey der Betrachtung der einzelen Dinge entwischen. Je mehr solcher Vergleichungen wir anstellen, desto allgemeiner und desto gewisser wird unsre Kenntniß wahrscheinlicher Weise werden können, weil sie auf eine ausgebreitetere und vollständigere Induktion gebaut seyn wird.

Sollte eine mit aller dieser Sorgfalt angestellte Untersuchung dem ohnerachtet ihre Absicht, die Wahrheit zu entdecken, verfehlen, so kann sie doch wenigstens einen

andern nützlichen Zweck erreichen, um uns unsre eigne Schwachheit zu lehren. Wenn sie uns alsdenn nicht einsichtsvoller macht, so wird sie uns bescheidner machen; wenn sie uns nicht vor dem Irrthum bewahrt, so kann sie uns wenigstens vor dem Geiste des Irrthums bewahren; und uns gegen schnelle und entscheidende Aussprüche behutsam machen, da sie uns zeigt, daß so viele Arbeit doch noch in Ungewißheit sich endigen kann.

Ich wünschte, daß man in der Beurtheilung meiner Theorie nach eben der Methode verführe, welcher ich in der Anlegung derselben gefolgt bin. Nach meiner Meynung müssen alle Einwürfe, entweder gegen die verschiedenen deutlich vorgetragenen

Grundsätze, oder gegen die daraus gezogenen Schlußfolgen gerichtet seyn. Aber es ist sehr gewöhnlich, über beyde wegzugehen, und dafür irgend eine Stelle aus einem Dichter anzuführen, deren Wirkung sich aus den angegebenen Grundsätzen nicht leicht erklären läßt. Diese Art Einwürfe zu machen, halte ich für ganz unschicklich. Wir würden niemals mit irgend einer Untersuchung zu Ende kommen, wenn wir eher keinen Grundsatz fest setzen dürften, als bis wir das in einander geschlungene Gewebe jedes Gemäldes oder jeder Beschreibung in allen Dichtern und Rednern aus einander gesetzt hätten. Und gesetzt, der Eindruck, den diese Gemälde machen, liesse sich mit unsern Grundsätzen gar nicht vereinigen:

so kann dieß niemals die Theorie selbst umstoßen, so lange die Facta noch unangegriffen und unausgemacht bleiben, auf welche sie gebaut ist. Ein Lehrgebäude das nicht willkührlich angenommen, sondern auf Erfahrungen gebaut ist, taugt immer wenigstens für so viel, als sich dadurch erklären läßt. Unsre Unfähigkeit diese Erklärungen ohne Ende weiter zu treiben, ist nicht im geringsten ein Einwurf gegen die Wahrheit der Theorie. Diese Unfähigkeit kann daher kommen, weil wir irgend einen nothwendigen Mittelbegriff noch nicht wissen, oder die Grundsätze nicht richtig anwenden, und von noch vielen andern Ursachen mehr, die alle noch von der Unrichtigkeit der Grundsätze selbst verschieden sind. In

der

der That erfordert diese Materie eine weit strengere Aufmerksamkeit, als wir bey unserer gewöhnlichen Art zu verfahren erwarten dürfen.

Wenn es nicht aus dem Titel selbst klar wäre, so müßte ich den Leser gegen die Einbildung warnen, als wenn ich mir vorgesetzt hätte, eine vollständige Abhandlung über das Schöne und Erhabne zu schreiben. Meine Untersuchung geht nicht weiter als auf den Ursprung dieser beyden Ideen. Wenn man also nur findet, daß alle die Eigenschaften, die ich unter den Hauptbegriff des Erhabnen gebracht habe, zusammengehören, und hingegen von allen denen, die ich zum Schönen rechne, innerlich verschieden sind, und wenn diejenigen wel-

che die Gattung des Schönen ausmachen die nämliche Uebereinstimmung unter sich, und den nämlichen Abstand von den Eigenschaften haben, die ich unter die Benennung des Erhabenen zusammengefaßt; so frage ich wenig darnach, ob es jemanden gefällt diesen Eigenschaften andre Namen zu geben, genung wenn er nur zugiebt, daß die Sachen, die ich unter verschiedne Hauptbegriffe setze, wirklich in der Natur verschieden sind. Der Sinn in dem ich gewisse Wörter nehme, mag immer als zu enge oder zu weit getadelt werden; meine Sätze können dem ohnerachtet keinen Mißverstand leiden.

Endlich, ich mag nun zur Erfindung der Wahrheit in dieser Materie so viel oder so wenig Schritte gethan haben als ich will: so bereue ich doch immer die Mühe nicht, die ich mir zu dem Ende genommen habe. Untersuchungen dieser Art haben immer ihren beträchtlichen Nutzen. Alles was die Seele einwärts gegen sich selbst kehrt, trägt etwas dazu bey, ihre Kräfte zu sammlen, zu concentriren und sie zu größern und weitern Ausflügen in dem Reiche der Wissenschaften geschickt zu machen. Durch jede Bemühung die Ursachen natürlicher Erscheinungen aufzusuchen, wird die Seele geöfnet und erweitert; und wenn man einen solchen Endzweck verfolgt, so mag man sein Wild fangen oder verlieren, die Bewegung der Jagd

selbst ist doch allemal von Nutzen. Cicero, so getreu er der academischen Philosophie war und so geneigt also, die Gewißheit der Kenntniß der Natur so wie jeder anderer in Zweifel zu ziehen, gesteht dem ohnerachtet die Nützlichkeit der erstern zur Kultur des Verstandes. Est animorum ingeniorumque nostrorum naturale quoddam quasi pabulum consideratio contemplatioque naturae. Wenn wir das Licht, das aus der Höhe solcher Spekulationen entspringt, auf das mehr ebne Feld der Einbildungskraft und der Empfindung herableiten können: so sind wir im Stande, indem wir so die Quelle unsrer Leidenschaften aufsuchen, und ihren Lauf verfolgen, nicht nur dem Geschmack etwas von philosophischer Gründ-

lichkeit zu geben, sondern auch von dem Geschmack auf die ernsthaftern Wissenschaften, einige Stralen der Anmuth und des Reitzes zurückfallen zu lassen; ohne welche der größte Fortgang in diesen Wissenschaften, immer noch den Schein von etwas unfreundlichem und widrigem hat.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Von
dem Geschmacke.

Bey einem ersten flüchtigen Blick über die Menschen, scheinet es, als wären sie sowohl in den Urtheilen ihrer Vernunft als in ihren Empfindungen des Vergnügens äusserst von einander unterschieden. Aber dieser Verschiedenheit unerachtet, die ich im Grunde mehr für scheinbar als wirklich halte, ist doch wahrscheinlicher Weise der Maaßstab der Vernunft und des Geschmacks für alle menschliche Wesen derselbe. Denn gäbe es nicht solche allen Menschen gemeinschaftliche Grundsätze der Urtheile und der Empfindungen: so gäbe es kei-

nen so beständigen regelmäßigen Einfluß, weder auf ihre Vernunft noch auf ihre Leidenschaften, als zur Errichtung und Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verbindungen im menschlichen Leben nothwendig ist. In der That scheint es auch, in Absicht auf Wahrheit und Irthum, allgemein zugestanden zu werden, daß es etwas dergleichen unveränderliches gebe. Wir finden, daß die Menschen sich bey ihren Streitigkeiten beständig auf gewisse Probiersteine und Maaßstäbe berufen, die von allen Partheyen anerkannt werden, und die man als Grundeinrichtungen unsrer Natur ansieht. Aber in Absicht des Geschmacks, giebt es keine so sichtbare Uebereinstimmung zu gewissen gleichförmigen und ausgemachten Grundsätzen. Man setzt so gar gemeiniglich zum voraus, daß diese feine und geistige Fähigkeit, die zu volatilisch scheint, die Fesseln einer Definition zu vertragen, noch weit weniger auf einen gewissen Probierstein gebracht, und nach einem sichern Maaßstabe ausgemessen werden könne. Der Gelegenheiten sind so viele, wo wir zum Gebrauche unsrer denkenden Fähigkeit aufgefordert werden; und diese Aufforderungen werden durch die Streitigkeiten unter den Menschen so sehr unterstützt: daß endlich gewisse Maximen der gesunden Vernunft auch bey den Ungelehrtesten stillschweigend angenommen zu

seyn

seyn scheinen. Die Gelehrten haben diese rohe Wissenschaft bearbeitet, und diese Maximen in ein System gebracht. Wenn der Geschmack nicht mit eben so gutem Erfolge ist angebaut worden; so liegt die Schuld nicht an der Unfruchtbarkeit der Materie, sondern an dem Mangel oder der Nachlässigkeit der Arbeiter. Die Wahrheit zu sagen, die Bewegungsgründe sind in dem einen Falle nicht so dringend wie in dem andern. Wenn die Menschen in ihren Meynungen über Sachen des Geschmacks von einander abgehen: so sind die Folgen davon nicht so wichtig. Ausserdem, zweifle ich nicht, würde die Logik des Geschmacks, wenn man mir diesen Ausdruck erlaubt, zu einer eben so vollkommenen Richtigkeit gebracht worden seyn, als die Logik der Vernunft; und wir würden über Sachen dieser Art eben so sicher den Ausspruch thun können, als über diejenigen, die unmittelbar für den Verstand gehören. Dieser Punkt aber muß nothwendig erst ausgemacht werden, ehe wir uns in die folgenden Untersuchungen einlassen können. Denn wenn der Geschmack gar keine festen Grundsätze hat; wenn die Imagination ihre Eindrücke nicht nach gewissen und unveränderlichen Gesetzen erhält: so ist unsre Arbeit wahrscheinlicher Weise umsonst, und ohne Absicht. Denn für den bloßen Eigensinn Regeln zu geben, und sich

zum Gesetzgeber von Einfällen und zufälligen Einbildungen aufzuwerfen, ist wenigstens ein unnützes Unternehmen, wenn es nicht ein abgeschmacktes Unternehmen ist.

Das Wort, **Geschmack**, ist, wie alle metaphorische Wörter, von keiner genau bestimmten Bedeutung. Die Sache selbst, die wir darunter verstehen, hat in der Seele der meisten Menschen nichts weniger als eine einfache und sich immer gleiche Idee; und natürlicher Weise muß also auch das Wort zweydeutig und dunkel seyn. Von einer Definition, dem gepriesenen Hülfsmittel gegen diese Mängel, erwarte ich wenig. Denn fast immer sind wir, wenn wir definiren, in Gefahr, die Natur in die Gränzen unsrer eigenen Begriffe einzuschränken, Begriffe, die wir oft zufälliger Weise aufgefaßt, oder auf Treu und Glauben angenommen, oder durch eine einseitige und partheyische Betrachtung des Gegenstandes bekommen haben, anstatt, daß wir erst den Umfang aller Fälle und Abwechselungen des Gegenstandes in der Natur mit unsern Ideen umfassen sollten. Wir werden alsdann in der ganzen folgenden Untersuchung durch die Fesseln gebunden, die wir uns beym Eintritt in dieselbe durch unsere Definition angelegt haben.

— Circa

— Circa vilem patulumque morabimur
orbem
Unde pudor proferre pedem vetat aut operis lex.

Eine Definition kann sehr genau nach den Regeln seyn, und doch nur wenig dazu beytragen, uns die Natur der definirten Sache kennen zu lehren. Und wenn es Definitionen giebt, die dieß wirklich thun, so gehören sie, nach der natürlichsten Ordnung, nicht an den Anfang einer Untersuchung, sondern ans Ende derselben, weil sie das Resultat und gleichsam der kurze Inbegriff davon sind. Allerdings muß man zwar zugeben, daß die Methode des Unterrichts von der Methode der Erfindung zuweilen, und zwar aus guten Gründen, verschieden seyn könne; demohnerachtet glaube ich, daß je näher die Ordnung, in welcher man die Sache lehrt, der Ordnung kömmt, in der man sie zuerst untersucht hat: desto vollkommner die Methode sey. Sie trägt uns alsdann nicht blos einige vertrocknete schon erstorbene Früchte alter Wahrheiten auf, sondern sie führt uns zu dem Stocke selbst, auf welchem sie gereift waren; sie arbeitet dazu den Leser selbst auf die Spur der Erfindung zu helfen, und ihn in eben die Pfade zu leiten, auf welchen der Schriftsteller seine Entdeckungen machte, wenn er anders einige gemacht hat, die des Namens werth sind.

Aber um alle Zweydeutigkeit und allen Misverstand in dieser Materie zu vermeiden, so erkläre ich mich, daß ich unter dem Wort Geschmack, nichts anders, als diejenige Fähigkeit, oder Fähigkeiten der Seele verstehe, auf welche die Werke der Einbildungskraft und der schönen Künste ihre Eindrücke machen, und von welchen sie beurtheilt werden. Dieß ist, denke ich, der allgemeinste Begriff dieses Worts, und der, welcher am wenigsten mit irgend einer besondern Theorie zusammenhängt. Und die Absicht meiner gegenwärtigen Untersuchung ist es, zu finden, ob die Triebfedern und Gesetze, nach welchen die Imagination von den Dingen Eindrücke bekömmt, bey allen Menschen so einstimmig und bey jedem so beständig sind, daß man darauf sichere Grundsätze zu einem befriedigenden Raisonnement über diese Gegenstände bauen kann. Solche Gesetze nun und solche Triebfedern, glaube ich, giebt es wirklich; so seltsam auch diese Meynung denjenigen Leuten scheinen mag, die nach einem flüchtigen Blicke auf die Verschiedenheiten, die unter den Menschen in der Art und den Graden ihres Geschmacks vorkommen, so gleich schließen, daß es hier gar keine Bestimmung gebe.

Ich kenne keine andern natürlichen Fähigkeiten im Menschen, die sich mit den äussern Gegenständen beschäfftigten, als die Sinne, die Imagi-

Imagination, und die Urtheilskraft. Zuerst also von den Sinnen. Wir nehmen, und mit Recht, an, daß, da bey allen Menschen der Bau ihrer sinnlichen Werkzeuge beynah oder vollkommen derselbe ist, auch die sinnlichen Vorstellungen, die durch dieselben erregt werden, bey allen Menschen einerley oder wenig verschieden sind. Wir setzen mit Gewißheit voraus, daß, was dem einen Auge als Licht erscheint, auch dem andern als Licht erscheine, daß, was dem einen Gaumen süß schmeckt, auch dem andern so schmecke, daß, was für den einen finster oder bitter ist, auch für den andern Menschen finster und bitter sey. Und den nämlichen Schluß machen wir vom großen und kleinen, harten und weichen, warmen und kalten, rauhen und glatten; und überhaupt von allen sinnlichen Beschaffenheiten und Veränderungen der Körper. Wollten wir uns die Einbildung erlauben, daß dieselbe Sache in den Sinnen verschiedener Menschen ganz verschiedene Bilder erregte, so würde dieses einen allgemeinen Zweifel hervor bringen, der jede Art von Raisonnement über irgend einen äußern Gegenstand thöricht und unnütz machte, so gar das Raisonnement selbst, wodurch wir zuerst bewogen worden, an der Richtigkeit unserer sinnlichen Empfindungen zu zweifeln. Wenn aber dieß einmal gewiß ist, daß einerley

körperliches Objekt bey allen Wesen unsrer Gattung einerley sinnliches Bild hervor bringt: so muß man auch zugeben, daß das Vergnügen und der Schmerz, welche dieses Objekt bey dem einen erregt, von demselben bey allen Menschen erregt werden, vorausgesetzt, daß es bloß seine einfache natürliche, und von seinen eignen Kräften abhängige Wirkung thue. Denn wollten wir dieß leugnen: so müßten wir annehmen, daß dieselbe Ursache, wenn sie auf denselben Vorwurf und nach einerley Art wirkt, doch verschiedene Wirkungen hervor bringen könne; welches durchaus ungereimt ist.

Wir wollen diese Sache zuerst bey dem Sinne des Geschmacks untersuchen; und dieß um so viel eher, weil die Fähigkeit, von der die Rede ist, ihren Namen von diesem Sinne erhalten hat. Alle Menschen kommen überein, den Honig süße, den Eßig sauer, und den Wermuth bitter zu nennen: und so wie sie alle darinn einig sind, diese Eigenschaften in diesen Gegenständen zu finden: so sind sie auch nicht im geringsten über die Wirkungen streitig, die denselben in Absicht auf Schmerz oder Vergnügen zukommen. Alle nennen einstimmig, das Süße angenehm, und das Bittere verdrüßlich. So weit ist in ihren Empfindungen keine Mishelligkeit, und ein Beweis davon ist der allgemeine

gleichför-

gleichförmige Gebrauch der Metaphern, die von dem Sinne des Geschmacks hergenommen sind. Bittre Thränen, bittre Vorwürfe, bittre Scherze, ein saures Gesicht, sind Ausdrücke, die von aller Welt vollkommen verstanden werden. Und eben so leicht versteht man uns, wenn wir im Gegentheil von einer süßen Mine, süßen Worten, süßen Mädchen reden. Freylich geben wir zu, daß durch Gewohnheit und durch einige andere Ursachen, Abweichungen von dem natürlichen Vergnügen oder Schmerz dieser verschiedenen Arten des Geschmacks entstehen können; aber es bleibt doch dabey immer noch das Vermögen den natürlichen Geschmack von dem angewöhnten zu unterscheiden. Ein Mensch bringt es oft dahin, daß der Toback ihm besser schmeckt als der Zucker, und Essig besser als Milch. Aber dieß bringt in seinen Empfindungen so lange keine Verwirrung hervor, als er nur noch weiß, daß Toback und Zucker nicht süße sind, und als er sich noch errinnert, daß nur Gewohnheit und Uebung seinem Gaumen diese zuerst widrigen Eindrücke angenehm gemacht haben. Sollte sich aber jemand finden, der sich erklärte, der Toback schmecke ihm wie Zucker, und zwischen Essig und Milch werde er keinen Unterschied gewahr; oder der behauptete, daß Toback und Essig süß, Milch bitter, und

Zucker sauer sey: so würden wir den Augenblick schließen, daß die Werkzeuge des Geschmacks bey diesem Menschen in Unordnung, und sein Gaumen verdorben seyn müßten. Mit einem solchen Menschen würden wir eben so wenig über den Geschmack sprechen können, als wir mit jemanden über die Verhältnisse der Größe philosophiren könnten, welcher läugnete, daß alle Theile zusammengenommen dem Ganzen gleich sind. Menschen dieser Art nennen wir nicht bloß in ihren Begriffen irrig, sondern durchaus wahnsinnig. Ausnahmen dieser Art beeinträchtigen in keinem von beyden Fällen die Allgemeinheit der Regel, und wir schliessen aus ihnen nicht, daß die Grundsätze von den Verhältnissen der Größen, oder die Empfindungen des Geschmacks bey verschiedenen Menschen verschieden wären. Wenn also gesagt wird: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten; so kann dies nur so viel bedeuten: es läßt sich nicht genau ausmachen, wie viel Lust oder Unlust einem gewissen bestimmten Menschen der Geschmack eines gewissen besondern Dinges mache. Darüber kann allerdings nicht gestritten werden. Aber welches die Dinge sind, die natürlicher Weise dem Sinne Vergnügen oder Verdruß machen, darüber läßt sich, und zwar mit hinlänglicher Deutlichkeit und Richtigkeit streiten. Reden wir hingegen

von irgend einem besondern und erkünstelten Geschmack eines gewissen Menschen: so müssen wir die Gewohnheiten, die Vorurtheile, die körperlichen Unordnungen dieses besondern Menschen wissen, und aus diesen müssen wir unsere Schlüsse herleiten.

Diese Uebereinstimmung der Menschen findet sich nicht bloß bey dem Sinne des Geschmacks. Auch die Vergnügungen des Gesichts entstehen bey allen aus ganz gleichförmigen Ursachen. Licht ist ergötzender als Finsterniß. Der Sommer, wo die Erde grün, der Himmel heiter und glänzend ist, ist angenehmer als der Winter, wo jedes Ding den entgegengesetzten Anblick hat. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein schönes Ding, es sey Thier, Vogel oder Pflanze, noch so einer großen Anzahl von Leuten sey vorgezeigt worden, ohne daß alle augenblicklich übereingekommen wären, es sey schön; gesetzt auch, daß einige gedacht haben, es sey unter ihrer Erwartung, oder andere Dinge wären noch schöner. Ich glaube, kein Mensch hält eine Gans für schöner als einen Schwan, oder glaubt, das, was man eine Friesische Henne heißt, übertreffe an Gestalt den Pfau. Man muß überdieß bemerken, daß die Ergötzungen des Gesichts bey weitem nicht aus so ungleichartigen Eindrücken zusammengesetzt, so vermischt, und durch unnatürliche

türliche Gewohnheiten und Nebenbegriffe so verstellt sind, als die Vergnügungen des Geschmacks: deswegen, weil sich die Vergnügungen des Gesichts weit mehr in sich selbst einschließen, und sich mit Ideen, die nicht vom Gesicht herkommen, weit seltner vereinigen lassen. Die Dinge bieten sich nicht dem Gaumen so von selbst dar, wie dem Gesichte. Wir bringen sie darauf mit Vorsatz, entweder als Nahrungs- oder als Arzneymittel: und vermöge der Eigenschaften, die ihnen zu diesen Absichten der Ernährung oder der Heilung zukommen, bilden sie auch oft, nach und nach das Urtheil des Gaumens, indem sich jene Begriffe mit dem bloßen Geschmacke vermischen. So ist den Türken Opium des reitzenden Wahnwitzes wegen angenehm, in welchen es sie versetzt. Den Holländer ergötzt der Toback, weil er bey ihm eine Art der Betäubung und der Empfindungslosigkeit hervorbringt, die ihm gefällt. Hitzige Getränke ergötzen unser gemeines Volk, weil sie die Sorgen verbannen, und die Vorstellungen gegenwärtiger und künftiger Uebel unterdrücken. Alle diese Sachen würde man durchaus nicht geachtet haben, wenn sie keine weitern Eigenschaften hätten, als die sich unmittelbar auf den Geschmack beziehen; aber sie sind insgesamt, so wie Thee und Koffee aus dem Apothekerladen

auf

auf unsere Tische gekommen, und sind lange zuvor der Gesundheit wegen gebraucht worden, ehe man an sie als Ergötzungen dachte. Die Wirksamkeit eines Krauts hat gemacht, daß man es oft gebraucht hat; der öftere Gebrauch mit dem erwünschten Erfolge verbunden, hat endlich den Geschmack selbst angenehm gemacht. — Aber dieß bringt unsere Urtheile nicht im geringsten in Verwirrung, weil wir noch immer das natürliche Wohlgefallen an einem Geschmack, von dem angenommenen unterscheiden können. Wenn jemand den Geschmack einer unbekannten Frucht beschreiben will, so wird er schwerlich sagen, daß sie so angenehm und so süsse schmecke, als Toback, Opium, oder Knoblauch, gesetzt auch, daß er selbst sich an diese Dinge gewöhnt hat, und sie angenehm findet. Jeder Mensch erinnert sich deutlich genug der ersten und natürlichen Ursachen seiner Vergnügungen, um im Stande zu seyn, alles, was sich seinen Sinnen darbiethet, auf diesen Probierstein zu bringen, und seine Gefühle und seine Urtheile nach denselben zu prüfen. Gesetzt, einem Menschen, dessen Gaumen so verdorben ist, daß Opium ihm besser schmeckt als Honig oder Butter; werde eine Lattwerge von Meerzwiebeln angebothen: es ist kaum zu zweifeln, er wird Butter oder Honig diesem eckelhaften Gerichte, oder irgend einer andern bittern Speise,

zu der er nicht gewöhnt ist, vorziehen. Sein Gaumen empfand also von Natur alle Dinge vollkommen, so wie der Gaumen der übrigen Menschen; er empfindet viele Dinge noch so, und nur in einigen besondern Fällen ist er verfälscht. So oft er daher von einem neuen Dinge urtheilt, obgleich von einem ähnlichen Geschmack mit dem, woran er durch Gewohnheit, Vergnügen findet; so ist doch der Eindruck desselben auf seinen Gaumen der ursprüngliche und natürliche, und den allgemeinen Gesetzen gemäß. So ist das Vergnügen aller Sinne, des Gesichts, und selbst des Geschmacks, des ungewissesten und zweydeutigsten, bey allen Menschen, hohen und niedern, Gelehrten und Ungelehrten, einerley.

Ausser denjenigen Ideen und der damit verbundenen Lust oder Unlust, die von den Sinnen herkommen, hat die menschliche Seele noch eine Art von eigner schöpferischer Kraft; entweder die Gestalten der Dinge, in der Ordnung und auf die Art, wie sie sie durch die Sinne bekommen hat, nach ihrem Gefallen wieder vorzustellen, oder diese Bilder auf neue Arten, und nach andern Ordnungen zusammen zu setzen. Diese Kraft heißt Imagination, und zu ihr gehört alles, was man Witz, Phantasie, und Erfindung nennt. Man muß aber bemerken, daß diese Kraft der Imagination keine ganz neue Vorstellung hervor

zu bringen vermag: sie kann nur die Anordnung derjenigen verändern, die sie von den Sinnen erhalten hat. Nun ist die Imagination das weiteste Feld für Vergnügen und Schmerz, weil sie der Sitz unsrer Hoffnungen und Schrecken, und aller der Leidenschaften ist, die mit diesen zusammenhängen; und was also vermöge eines natürlichen ursprünglichen Eindrucks geschickt ist, die Imagination mit diesen beherrschenden Vorstellungen anzufüllen, muß beynahe auf alle Menschen eine gleiche Gewalt äussern. Denn ist die Imagination bloß die Repräsentantien der Sinne: so kann sie durch ihre Bilder nur um eben der Ursachen willen ergötzen oder beleidigen, um derer willen die wirklichen Gegenstände selbst dem Sinne ergötzend oder verdrüßlich waren; und es muß also eine eben so genaue Uebereinstimmung unter den Menschen, in Absicht ihrer Einbildungen, als in Absicht ihrer Empfindungen geben. Eine kleine Aufmerksamkeit wird einem jeden zeigen, daß die Sache sich wirklich und nothwendig so verhalte.

Aber ausser dem Vergnügen oder Verdruß, der aus den Eigenschaften des natürlichen Gegenstandes bey seiner Gegenwart entstehen würde, empfindet die Einbildungskraft noch ein zweytes Vergnügen, durch die Wahrnehmung der Aehnlichkeit, zwischen der Nachahmung und dem Original.

ginal. Und aus diesen beyden Ursachen entstehen, glaube ich, alle Vergnügungen, deren die Einbildungskraft fähig ist, Ursachen, die bey allen Menschen beynahe auf dieselbe Weise wirken müssen, weil der Grund zu diesen Wirkungen in ihrer gemeinschaftlichen Natur liegt, und nicht von Gewohnheiten und Vorurtheilen herrührt, die nur besondern Personen eigen wären. Die Bemerkung des Locks ist eben so scharfsinnig als wahr, daß der Witz sich mit der Auffindung der Aehnlichkeiten, und die Urtheilskraft mit der Entdeckung der Unterschiede beschäfftigt. Es hat nach dieser Erklärung das Ansehen, als wäre zwischen Urtheilskraft und Witz keine sehr wesentliche Verschiedenheit, weil sie beyde nur verschiedene Aeusserungen derselben Fähigkeit, der Fähigkeit zu vergleichen zu seyn scheinen. Aber sie mögen nun von einer oder von verschiedenen Kräften des Geistes herrühren: so sind sie in so vieler Absicht und so wesentlich unterschieden; daß sich sogar nichts seltener finden läßt, als die vollkommene Vereinigung von Witz und Urtheilskraft. Wenn zwey von einander getrennte Gegenstände einander unähnlich sind; so ist das nichts mehr, als was wir erwarten. Die Sachen sind alsdann in ihrer Ordnung, und sie machen also auf die Einbildungskraft keinen sonderlichen Eindruck. Aber wenn zwey verschiedene Sachen eine Aehnlichkeit

lichkeit haben, dann werden wir gerührt; wir merken auf, und wir empfinden Vergnügen. Es ist natürlich, daß der menschliche Geist eine lebhaftere Ergötzung daran findet, Aehnlichkeiten zu sammlen, als Verschiedenheiten aufzusuchen; weil, wenn wir Aehnlichkeiten gefunden haben, wir zusammen setzen, wir schaffen, wir unsern Vorrath erweitern. Die Wahrnehmung von Unterschieden aber giebt unsrer Einbildungskraft keine Nahrung: die Arbeit selbst ist anstrengender und verdrüßlicher, und das Vergnügen, was wir noch dabey finden, ist mehr verneinend und entfernt.

Eine Neuigkeit wird mir des Morgens erzählt; sie macht mir Vergnügen bloß als eine Neuigkeit, als ein neues Faktum, das zu dem Vorrath meiner Kenntnisse hinzu kömmt. Des Abends erfahre ich, daß an der Neuigkeit nichts sey. Was gewinne ich wohl hierbey, als den Verdruß, mich betrogen zu sehen. Um dieser Ursache willen sind die Menschen natürlicher Weise weit mehr zur Leichtgläubigkeit als zum Unglauben geneigt. Und nach dieser Regel sind die unwissendsten, barbarischesten Nationen in Bildern, Gleichnissen, und Allegorien oft vortrefflich gewesen, ob sie gleich in der Unterscheidung und Absonderuug ihrer Begriffe sich unfähig und ungereimt bewiesen. Aus einem ähnlichen Grunde sind

Homer und die orientalischen Schriftsteller, ob sie gleich die Vergleichungen sehr liebten, und oft auf vortreffliche geriethen, doch selten sorgfältig denselben Richtigkeit zu geben. D. h. Sie sind von der Aehnlichkeit der Dinge im Ganzen genommen stark gerührt, sie zeichnen sie mit einigen grossen Zügen; aber sie achten nicht auf die Verschiedenheiten, die in andrer Absicht zwischen den verglichnen Dingen sich finden lassen.

Da nun das Vergnügen an Aehnlichkeit dasjenige ist, welches die Imagination am meisten ergözt: so sind alle Menschen einander in diesem Punkte ziemlich gleich, so weit als sich ihre Kenntniß von den abgebildeten oder verglichnen Dingen erstreckt. Diese Kenntniß ist sehr zufällig, da sie auf Erfahrung und Beobachtung, und nicht auf der Stärke oder Schwäche irgend einer natürlichen Fähigkeit beruhet. Und von dieser Verschiedenheit der Kenntniß kommt das her, was wir gemeiniglich, obgleich nicht sehr richtig, eine Verschiedenheit des Geschmacks nennen. Ein Mensch, dem die Bildhauerkunst ganz fremde ist, sieht einen Peruquenstock, oder ein alltägliches gemeines Stück Bildhauerarbeit; er wundert und vergnügt sich darüber, weil er etwas der menschlichen Gestalt ähnliches vor sich sieht, und von dieser Aehnlichkeit des Bildes ganz erfüllt auf alle Män-

gel desselben nicht Acht hat. Und ich glaube, niemand hat darauf jemals Acht gehabt, wenn er ein Werk der Nachahmung zum erstenmale gesehen hat.

Wir wollen setzen, einige Zeit darauf gerathe dieser Fremdling über ein besser gearbeitetes Werk derselben Art. Er wird nun mit Verachtung ansehen, was er zuerst bewundert hatte. Aber auch damals bewunderte er es nicht seiner Unähnlichkeit mit der menschlichen Bildung wegen, sondern um der allgemeinen, obgleich nicht genauen Aehnlichkeit willen, die er mit derselben fand. Was ihm also zu verschiedenen Zeiten an diesen so verschiedenen Figuren gefiel, ist gerade dasselbe; und obgleich seine Kenntniß ist vermehrt worden, so hat sich doch sein Geschmack nicht geändert. Hier also entstund sein Irrthum aus einem Mangel an Kenntniß der Kunst, und dieser von seiner Unerfahrenheit; aber er hätte auch noch aus Mangel der Kenntniß der Natur selbst fehlen können. Denn es ist möglich, daß eben der Mensch, wovon wir reden, hiebey stehen bleibt, und daß ihm das Meisterstücke einer großen Hand, nicht besser gefällt, als das mittelmäßige Werk eines gemeinen Künstlers; nicht, weil es ihm an einem feinern und größern Geschmack mangelt, sondern, weil die wenigsten Menschen so genau auf die menschliche Bildung

Achtung geben, daß sie von der Nachahmung derselben vollkommen urtheilen könnten. Und daß der kritische Geschmack nicht von einer höhern Empfindungskraft, sondern von einer größern Kenntniß abhange, kann aus mehrern Beyspielen gezeigt werden. Jedermann weis die Geschichte des alten Malers und des Schusters. Der Schuster wies dem Maler an dem Schuhe einer seiner Personen einen Fehler, den der Maler, weil er auf die Schuhe niemals so aufmerksam gewesen, und mit einer allgemeinen Aehnlichkeit zufrieden war, nicht bemerket hatte. Aber dieß war kein Vorwurf für den Geschmack des Malers, es zeigte nur, daß er sich nicht darauf verstund, Schuhe zu machen. Gesetzt, ein Anatomikus wäre in des Malers Werkstätte gekommen. Sein Stück ist im Ganzen wohl ausgeführt, die Figur wovon die Rede ist, hat eine gute Stellung, und jeder Theil ist nach seiner besondern Bewegung richtig gezeichnet; und doch könnte der Anatomikus, der in seiner Kunst zugleich Richter ist, vielleicht das Schwellen eines Muskels bemerken, das nicht vollkommen der Handlung der Figur angemessen wäre. Der Anatomikus bemerkt hier, was der Maler nicht bemerkt hatte, und geht vorbey, was dem Schuster anstößig gewesen war. Aber der Mangel einer äusserst kritischen Kenntniß in der Anatomie, macht dem natürlichen Ge-

schmack des Malers, oder jedes gemeinen Beobachters des Stücks, nicht mehr Unehre, als der Mangel einer genauen Kenntniß, wie ein Schuh gemacht wird. Man zeigte einst einem türkischen Kaiser, ein vortreffliches Gemälde von dem Haupte Johannis des Täufers. Er lobte viel daran, aber er bemerkte einen Fehler; er bemerkte nämlich, daß die Haut bey dem verwundeten Theile des Halses nicht zusammenschrumpfte. So richtig diese Anmerkung war: so bewies sie doch nicht, daß der Sultan mehr natürlichen Geschmack hätte, als der Maler der das Stück verfertigt, oder als tausend Europäische Kenner, die wahrscheinlicher Weise diesen Fehler nicht wahrgenommen hatten. Die Sache war, ihre türkische Majestät hatten das Schauspiel sehr oft gesehen, was die andern sich nur in der Einbildungskraft vorstellten. Alle diese Leute sind von einander in Absicht dessen, was ihnen misfällt, in so weit unterschieden, als ihre Kenntnisse an Art und an Graden verschieden sind. Aber etwas ist dem Maler, dem Schuster, dem Anatomikus, und dem türkischen Kaiser gemein: das Vergnügen über einen Gegenstand der Natur, so weit als jeder ihn für richtig nachgeahmt erkennt; die angenehme Empfindung, eine wohlgebildete Figur zu sehen; und die Sympathie, die aus einer rührenden und wunderba-

derbaren Begebenheit entspringt. So weit der Geschmack natürlich ist, so weit ist er beynahe allen Menschen gemein.

Bey Gedichten, und andern Werken der Imagination, findet man eben diese Uebereinstimmung. Es ist wahr, ein Mensch kann vom Bellianis entzückt werden, der den Virgil mit Kälte liest, indeß ein andrer bey der Aeneide ausser sich geräth, und den Don Bellianis den Kindern überläßt. Diese beyden Leute scheinen einen sehr widersprechenden Geschmack zu haben, und im Grunde sind sie wenig unterschieden. In beyden diesen Werken, die so entgegengesetzte Empfindungen erregen, wird eine wunderbare Geschichte erzählt; beyde sind voll Handlung, beyde pathetisch; in beyden kommen Reisen, Schlachten, Triumphe, und beständige Glücksveränderungen vor. Der Bewunderer des Don Bellianis versteht vielleicht die feinere Sprache der Aeneide nicht: würde sie zu der Schreibart des Pilgrims Progreß herab gesetzt, so würde er sie in aller ihrer Stärke fühlen, aus eben dem Grunde, aus welchem er jetzt ein Bewunderer von Don Bellianis ist.

In seinem Lieblingsautor wird er durch die beständige Verletzung der Wahrscheinlichkeit, durch die Vermischung der Zeiten, durch die Fehler gegen das Ubliche, die Irrthümer in der Erdbeschreibung,

nicht

nicht beleidigt; denn von Zeitrechnung und Erdbeschreibung weis er nichts, und die Gründe der Wahrscheinlichkeit hat er niemals untersucht. Er liest vielleicht von einem Schiffbruch an den Küsten von Böhmen. Ganz von einem so wichtigen Vorfalle eingenommen, und um das Schicksal seines Helden bekümmert, wird er durch diesen ausnehmenden Schnitzer nicht irre gemacht. Denn wie wollte der von einem Schiffbruche an den böhmischen Küsten beleidigt werden, der nicht weis, ob Böhmen nicht eine Insel im Atlantischen Meere sey. Und was folgt also nach alle dem nachtheiliges daraus für den natürlichen Geschmack des Mannes, den wir angenommen haben?

So weit also, als der Geschmack zur Einbildungskraft gehört; so weit sind seine Regeln bey allen Menschen dieselben. In ihren Empfindungen selbst, und in den Ursachen dieser Empfindungen ist kein Unterschied. Der Unterschied ist bloß in dem Grade. Und dieser rühret hauptsächlich von zwey Ursachen her, entweder von einem größern Grade der natürlichen Empfindlichkeit, oder von einer genauern und längern Aufmerksamkeit auf die Sache. Um dieß durch das Verfahren bey den Empfindungen der äussern Sinne zu erklären, wenn ähnliche Wider-

sprüche bey denselben vorkommen, so wollen wir annehmen, vor zwey Menschen werde ein sehr glatter marmorner Tisch gesetzt. Beyde werden gewahr, daß er glatt ist, und beyde finden an ihm dieser Eigenschaft wegen, Vergnügen. So weit sind sie einig. Aber gesetzt, man stelle einen zweyten Tisch, und nach diesem einen dritten vor sie, den letztern immer glätter als den ersten. Es ist wahrscheinlich, daß diese beyden Leute, die vorher so einig waren, über das, was glatt sey, und über das Vergnügen, was ihnen dieß mache, nun uneins seyn werden, welcher Tisch vor dem andern, in Absicht der Politur, den Vorzug habe. In der That kömmt dabey die meiste Verschiedenheit des Geschmacks vor, wenn über das Mehr und Weniger in den Dingen nach Graden und nicht nach Maaßen geurtheilt werden soll. Und es ist nicht leicht, wenn Streit darüber entsteht, die Sache auszumachen, wofern der Ueberschuß oder das mangelnde nicht sehr in die Augen fallend ist. Wenn wir in Ansehung zweyer Größen verschiedener Meynung sind: so können wir einen gemeinschaftlichen Maaßstab zu Hülfe nehmen, und die Frage mit der größten Genauigkeit entscheiden; und dieß eben halte ich für den Grund der höhern Gewißheit, die den mathematischen Wahrheiten vor allen übrigen

gen Arten unsrer Kenntnisse zukömmt. Aber bey Dingen, deren Verhältniß nicht nach der Länge und Breite beurtheilt werden kann, als Glätte und Rauhigkeit, Härte und Weiche, Licht und Dunkel, den Schattirungen der Farben; bey allen diesen werden die Grade leicht unterschieden, wenn die Verschiedenheit beträchtlich, aber nicht, wenn sie geringe ist; eben weil uns ein gemeinschaftlicher Maaßstab mangelt, der vielleicht niemals gefunden werden wird. In Fällen, wo es auf solche Feinheiten ankömmt, wird, wo die Schärfe der Sinne gleich ist, derjenige den Vorzug haben, der am meisten Aufmerksamkeit und Uebung in der Sache hat. Als in dem Falle mit den beyden Tischen wird ganz unstreitig der Marmor-Polirer die Sache am richtigsten entscheiden. Aber ungeachtet ein solches Maaß fehlt, durch welches man Streitigkeiten über die Empfindungen und ihre Nachbilder, die Imaginationen, entscheiden könnte: so können wir doch so viel ausmachen, daß die Regeln, nach welchen die Natur wirkt, bey allen dieselben sind, und daß eher gar keine Uneinigkeit vorhanden ist, bis es auf die Untersuchung des Vorzuges und des Grades der Dinge ankömmt; welches schon mehr für die Urtheilskraft als für den Geschmack gehöret.

So lange als wir von den sinnlichen Eigenschaften der Dinge reden, so scheinet es, die Imagination allein komme dabey ins Spiel. Auch dann scheint nur die Imagination und wenig mehr zu thun zu haben, wenn Leidenschaften vorgestellt werden, weil diese, vermöge einer natürlichen Sympathie, von allen Menschen ohne Hülfe von Vernunftschlüssen gefühlt werden, und ihre Richtigkeit von jedem Herzen anerkannt wird. Liebe, Traurigkeit, Furcht, Zorn, Freude, alle diese Leidenschaften haben zu verschiedenen Zeiten jeden menschlichen Geist in Bewegung gesetzt; und sie setzen ihn nicht auf eine zufällige und willkührliche Art, sondern nach sichern, natürlichen, immer gleichförmigen Regeln in Bewegung. Aber da viele Werke der Einbildungskraft sich nicht bloß auf die Abbildung sinnlicher Gegenstände, noch auf die gewaltsamen Ausbrüche der Leidenschaft einschränken, sondern sich auch auf menschliche Sitten, Charaktere, Handlungen, Entwürfe erstrecken, auf ihre Verhältnisse, ihre Tugenden, und ihre Laster: so gehören sie zu dem Gebiethe der Urtheilskraft, die durch Aufmerksamkeit und Uebung des Nachdenkens verbessert werden kann. Alle diese Sachen machen einen beträchtlichen Theil von denjenigen aus, was man als den Gegenstand des Geschmacks betrachtet;

tet; und Horaz schickt uns in die Schule der Philosophie und der Welt, um sie zu lernen. Gerade so viel Gewißheit, als wir von moralischen Handlungen und der Wissenschaft des Lebens, in der wirklichen Welt erlangen können, so viel haben wir auch in den Nachahmungen derselben. In der That beruht das, was wir vorzugsweise Geschmack nennen, und was im Grunde mehr eine feiner ausgebildete Urtheilskraft ist, größtentheils auf unsrer Einsicht in die Sitten, auf der Beobachtung von Zeit und Ort, und überhaupt von Anstand; Sachen, die nirgends anders, als in denjenigen Schulen, gelernt werden können, die Horaz uns empfiehlt. Ueberhaupt scheint es mir, was man Geschmack nennet, ist in seiner gewöhnlichsten Bedeutung nicht eine einfache Idee, sondern es ist zusammengesetzt, aus den ursprünglichen Vergnügungen der Sinne, den abgeleiteten Vergnügungen der Einbildungskraft und den Schlüssen unsrer Vernunft, über die verschiedene Verhältnisse von jenen, und über die menschlichen Leidenschaften, Sitten und Handlungen; dieß alles gehört zusammen, den Geschmack auszumachen. Die Grundlage von dem allen aber ist in allen menschlichen Geistern einerley. Denn da die sinnlichen Empfindungen die Urbilder aller unserer Ideen, und also die Quellen aller

unsrer Vergnügungen sind: so muß, wenn diese Empfindungen nicht ungewiß und willkührlich sind, die ganze Anlage des Geschmacks allen gemein seyn, und so ist also zu richtigen Schlüssen, über diese Materien, ein hinlänglicher Grund gelegt.

So lange wir den Geschmack bloß nach seiner Natur und Gattung im allgemeinen betrachten: so lange finden wir seine Bestandtheile vollkommen gleichförmig. Aber der Grad, in welchem bey einzelnen Personen, jeder dieser Theile herrscht, ist eben so verschieden, als diese Theile selbst gleichartig sind. Denn Empfindlichkeit und Urtheilskraft, zwey Eigenschaften, die das ausmachen, was wir gemeiniglich Geschmack nennen, wechseln bey den verschiedenen Menschen auf eine ausserordentliche Weise ab. Aus einem Fehler der ersten dieser Fähigkeiten entspringt der Mangel an Geschmack, und aus einer Schwäche der letztern, entspringt der verkehrte und schlechte Geschmack. Es giebt Leute, deren Gefühl so stumpf, deren Temperament so kalt und phlegmatisch ist, daß man kaum irgend einmal in ihrem Leben von ihnen sagen kann, sie wachen. Auf Leute dieser Arten, machen die allerrührendste Gegenstände nur schwache und dunkle Eindrücke. Andre

sind

sind so beständig von den Erschütterungen einer groben und bloß sinnlichen Lust in Bewegung, oder sind so sehr mit der niedrigen Tagelöhnerarbeit des Geizes beschäfftigt, oder sind in der Bewerbung um Ehre und Rang, so erhitzt, daß ihre Seele, die zu den Stürmen dieser gewaltsamen und ungestümen Leidenschaften gewöhnt ist, durch das sanftere und ruhigere Spiel der Einbildungskraft kaum in Bewegung gesetzt werden kann. Diese Art Menschen wird, obgleich aus ganz andern Ursachen, eben so dumm und unempfindlich seyn, als die erstere. Aber wenn es dann doch einmal geschieht, daß eine von beyden von irgend etwas Großem oder Schönem in der Natur oder in den Werken der Kunst gerührt wird: so geschieht es nach eben den Regeln.

Vom falschen Geschmack ist der Grund ein Fehler der Urtheilskraft. Und dieser kann entweder von einer natürlichen Schwäche des Verstandes herrühren, (die Stärke dieser Fähigkeit mag nun bestehen, worinn sie will,) oder, welches noch öfter der Fall ist, aus Mangel einer geschickten und wohlgeleiteten Uebung, durch die nur allein der Verstand stark und fertig werden kann; — Ausserdem schaden Unwissenheit, Unachtsamkeit, Vorurtheil, Uebereilung, Leicht-

sinn,

sinn, Hartnäckigkeit, kurz, alle Leidenschaften und alle Fehler, die unser Urtheil in andern Sachen verkehren, unserm Urtheil eben so sehr in diesem Gebieth der Schönheit und der Anmuth. Diese Ursachen bringen eine große Verschiedenheit in unsere Meynungen über jeden Gegenstand des verständigen Nachdenkens, ohne daß wir deswegen veranlasset werden, alle festen Grundsätze der Vernunft zu läugnen. Und im Ganzen wird man in der That finden, daß es bey Sachen des Geschmacks weniger Verschiedenheit unter den Menschen gebe, als bey den Sachen der reinen Vernunft; und daß die Menschen über die Vortrefflichkeit einer Beschreibung im Virgil weit mehr übereinstimmen, als über die Wahrheit oder Falschheit einer Theorie im Aristoteles.

Die Richtigkeit des Urtheils in den Künsten, welche man einen guten Geschmack nennen kann, beruht größtentheils auf der Feinheit der Empfindungen; weil, wenn die Seele nicht schon einen Hang zu den Vergnügungen der Einbildungskraft hat, sie sich schwerlich mit Werken dieser Art genung beschäfftigen wird, um die nöthige Kenntniß in denselben zu erlangen. Aber ob gleich ein gewisser Grad von Empfindsamkeit zu einer guten Urtheilskraft erfordert

fordert wird, so ist ein richtiges Urtheil doch nicht immer die Folge einer lebhaften Empfindung des Vergnügens. Es geschieht sehr oft, daß ein sehr armseliger Richter von einem sehr armseligen Stücke, bloß vermöge einer größern Empfindlichkeit seiner Organe, mehr gerührt wird, als der Kenner von dem vortrefflichsten. Denn da alles, was neu, ausserordentlich, groß, oder pathetisch ist, sehr wohl geschickt ist, einen Eindruck auf diesen Menschen zu machen, und die Fehler gar keinen machen, so muß nothwendig sein Vergnügen reiner und unvermischter seyn; und da sein Vergnügen bloß von der Einbildungskraft herrührt, so ist es weit lebhafter als das Vergnügen des Kenners, welches aus einer richtigen Beurtheilung entspringt. Die Urtheilskraft gehet fast immer damit um, die Einbildungskraft in ihrem Laufe aufzuhalten, die Scenen der Bezauberung zu vertreiben, und uns an das beschwerliche Joch der Vernunft zu binden; und beynahe besteht das einzige Vergnügen, was ein Mensch, der richtig urtheilt, mehr genießt, als andere, in einer Art von Stolz, und dem Bewußtseyn der Erhabenheit, welcher über die übrigen hat, in so fern er richtiger denkt als sie. Aber dieß ist ein indirektes Vergnügen, ein Vergnügen das nicht unmittelbar aus dem Gegenstande der Betrachtung

tung selbst entstehet. Am Morgen unsers Lebens, wenn unsere Sinne noch ungebraucht und zart, wenn der ganze Mensch an jedem Theile lebendig und wach ist, wenn der Glanz der Neuheit noch ganz frisch auf allen Gegenständen um uns herum liegt: wie lebhaft sind alsdenn unsere Empfindungen, aber wie falsch und unrichtig die Urtheile, die wir fällen. Ich gebe es auf, jemals wieder denselben Grad von Vergnügen bey dem vollkommensten Werke des Genies zu finden, den ich in diesem Alter bey Stücken fühlte, die mein jetziges Urtheil für kindisch und verächtlich hält. Die unbedeutendeste Ursache von Vergnügen ist im Stande, einen Menschen von sanguinischem Temperamente in Bewegung zu setzen; sein Hunger ist zu scharf, als daß sein Geschmack fein seyn könnte: und er ist in Absicht auf alle Dinge, was Ovid in Absicht auf die Liebe war.

Molle meum leuibus cor est violabile telis:
Et semper caussa est, cur ego semper amem.

Ein Mann von diesem Charakter kann niemals ein Mann von einer sehr feinen Beurtheilung, noch das seyn, was der Dichter elegans formarum spectator nennt. Nur auf eine sehr unsichere Art kann man den Werth und die Stärke einer Schrift aus der Wirkung beurtheilen, die sie

auf

auf den Geist eines Menschen thut, wenn man nicht zuvor den Charakter und die Denkungsart dieses Geistes kennt. Die allerstärksten Wirkungen hat die Dichtkunst und die Musik an Orten geäussert, wo beyde Künste in dem niedrigsten und unvollkommensten Zustande waren, und äussert sie vielleicht noch an solchen. Der rohe und unwissende Zuhörer, wird durch die Kräfte gerührt, die in diesen Künsten, auch in ihrer rohesten und plumpesten Gestalt wirken, und zur Entdeckung der Fehler hat er nicht Einsicht genung. Aber so, wie die Künste sich ihrer Vollkommenheit nähern, so geht die Wissenschaft der Kritik ihnen zur Seite; und das Vergnügen des Beurtheilers wird sehr oft durch die Fehler gestöhrt, die sich auch in den ausgearbeitetsten Werken entdecken lassen.

Ehe ich diese Materie verlasse, muß ich nothwendig einer Meynung gedenken, die von vielen Personen unterhalten wird, als wenn der Geschmack eine eigene Fähigkeit der Seele, und von Einbildungs- und Urtheilskraft unterschieden wäre; sie stellen sich unter ihm eine Art von Instinct vor, durch den wir auf eine natürliche Weise, und bey dem ersten Blicke, ohne alles vorhergegangene Nachden-

ken, von den Vorzügen oder den Fehlern einer Schrift gerührt werden. So weit als die Sache bloß Einbildungskraft oder Leidenschaft betrifft, glaube ich, daß die Vernunft wenig zu Rathe gezogen wird; aber wo es auf Richtigkeit des Plans, auf Anstand, auf Schicklichkeit ankömmt, mit einem Worte, in dem, worinn der bessere Geschmack sich von dem schlechtern unterscheidet, da, bin ich überzeugt, wirkt der Verstand, und weiter nichts. Und in der That ist seine Operation bey weitem nicht allemal schnell, oder, wenn sie schnell ist, so ist sie oft bey weitem nicht richtig. Es wiederfährt Leuten vom besten Geschmacke, daß sie nach einer sorgfältigern Betrachtung, die frühzeitigen und übereilten Urtheile ändern müssen, die die Seele aus Abneigung gegen Unentschlossenheit und Zweifel, so gerne auf der Stelle fället. Es ist bekannt, daß, was auch der Geschmack sey, er sich doch eben so, wie das verständige Urtheil, durch die Ausbreitung unserer Kenntnisse, durch eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die Sache, und durch eine öftere Uebung erhöhen und verbessern lasse. Wenn diejenigen, welche diesen Weg nicht gegangen sind, ihren Geschmack sehr geschwind entscheiden lassen, so ist diese Entscheidung immer ungewiß, und

ihre

ihre Geschwindigkeit kömmt bloß von ihrem Vertrauen zu sich selbst, und von ihrer Flüchtigkeit, und nicht von einer plötzlichen Erleuchtung her, die in diesem Augenblicke Dunkelheit und Ungewißheit aus ihren Seelen vertriebe.

Die aber, welche sich in derjenigen Gattung von Kenntnissen geübt haben, die eigentlich den Gegenstand des Geschmacks ausmachen, erlangen stuffenweise nicht bloß eine Richtigkeit, sondern auch eine Geschwindigkeit im Urtheilen, so wie eben dieß bey allen andern Gelegenheiten durch eben diese Mittel geschiehet. Erst muß der Mensch buchstabiren; aber zuletzt liest er leicht und geschwind. Aber diese Geschwindigkeit, mit welcher der Geschmack den Ausspruch thut, ist kein Beweis, daß er eine eigne natürliche Fähigkeit sey. Niemand, glaube ich, kann auf den Gang einer Untersuchung, die über Materien der bloß reinen Vernunft angestellt worden, Acht gehabt haben, ohne zu bemerken, mit welcher äussersten Geschwindigkeit der ganze Verfolg der Gründe und Beweise fortgeführt wird, die Gründe entdeckt, Einwürfe gemacht und beantwortet, und die Schlußsätze aus den Vordersätzen heraus gezogen werden; eine Geschwindigkeit, die beynahe eben so groß ist, als die, welche den Operationen des Geschmacks

zugeschrieben wird. Allenthalben verschiedene Grundkräfte annehmen, wo verschiedene Erscheinungen vorkommen, ist unnütz, und überdieß in hohem Grade unphilosophisch.

Die Untersuchung dieser Sache könnte noch viel weiter verfolgt werden: Aber nicht der Umfang der Materie muß uns die Gränze vorschreiben; (denn welche Materie erstreckt nicht ihre Zweige ins Unendliche?) sondern die Natur unsers Plans und der besondere Gesichtspunkt, in welchem wir die Sache betrachten, muß uns in unsern Untersuchungen Stillestand gebiethen.

Philo-

Philosophische Untersuchung über den Ursprung unsrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Neuheit.

Die erste und einfachste Bewegung, die wir im menschlichen Herzen finden, ist Neubegierde. Unter Neubegierde verstehe ich das Verlangen und das Vergnügen, welche Dinge erregen, in so fern sie das erstemal vorkommen. Wir sehen die Kinder in einer beständigen Bewegung, um etwas neues zu erhaschen; sie greifen mit großer Hitze und mit weniger Wahl nach der ersten besten Sache, die ihnen in Weg kömmt; jedes Ding zieht ihre Aufmerksamkeit an sich, weil jedes Ding noch in diesem Alter den Reiz der Neuheit hat. Aber

weil die Dinge, die uns bloß ihrer Neuheit wegen gefallen, uns nicht lange an sich ziehen können: so ist die Neubegierde die seichteste aller unserer Empfindungen; sie ändert ihren Gegenstand beständig; sie hat einen sehr scharfen Hunger, der aber bald gestillt ist; und sie hat immer das Ansehen von Unruhe, Aengstlichkeit und Taumel. Die Neubegierde ist ihrer Natur nach eine sehr behende Triebfeder. Sie läuft schnell über die meisten ihrer Gegenstände hinweg, und erschöpft in kurzem die Mannichfaltigkeit der gewöhnlichen Natur; dieselben Sachen kommen oft wieder zurück, und bey jeder Wiederkehr mit wenigerm Vergnügen. Mit einem Worte, die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, würden zu der Zeit, da wir anfangen uns ihrer bewußt zu werden, keine andere Empfindung, als Ueberdruß und lange Weile erregen können, wofern uns nicht viele Dinge noch vermöge anderer Eigenschaften, als vermöge der Neuheit gefielen, und nicht andere Triebfedern als die Neugierde in uns erregten. Diese Eigenschaften und diese Triebfedern wollen wir an ihrem Orte untersuchen. Aber sie mögen seyn welche sie wollen: so müssen sie doch durchaus, wenn sie wirksam seyn sollen, sich nicht an Dingen äussern, mit denen wir durch einen täglichen Gebrauch bis zur Gleichgültigkeit und zum Eckel bekannt geworden sind. Einiger

Grad

Grad von Neuheit muß ein Bestandtheil aller der Werkzeuge seyn, die auf die Seele wirken sollen; und die Neugierde vermischt sich mehr oder weniger mit allen unsern Leidenschaften.

Zweyter Abschnitt.

Vergnügen und Schmerz.

Es scheint also nothwendig, daß um Leute, die nicht Kinder sind, bis auf einen gewissen Grad in Leidenschaft zu bringen, die Gegenstände, ausser einigem Grade der Neuheit, noch andere Quellen des Vergnügens oder des Schmerzens enthalten müssen. Schmerz und Vergnügen sind einfache Vorstellungen, die sich nicht erklären lassen. Menschen irren nicht leicht, in Absicht dessen, was sie empfinden; aber sie irren sehr oft in den Namen, die sie ihren Empfindungen geben, und in den Schlüssen, die sie darüber anstellen. Viele sind der Meynung, daß der Schmerz nur aus der Beraubung eines gewissen Vergnügens, so wie hinwiederum das Vergnügen aus der Verminderung, oder der Hinwegschaffung des Schmerzens entstehe. Ich für mein Theil, bin mehr geneigt zu glauben, daß Vergnügen und Schmerz, wenn jedes für sich und auf die natürlichste Weise wirket, von positiver Natur sind; und keines von dem andern

nothwendig in seiner Entstehung abhängt. Die menschliche Seele ist oft, und ich glaube, größtentheils in einem Zustande, wo sie weder Vergnügen noch Schmerz empfindet, und den ich den Stand der Gleichgültigkeit nennen will. Wenn ich aus diesem Zustande in den Zustand eines positiven Vergnügens übergehen soll, so scheint es nicht nothwendig, daß ich durch das Medium irgend einer Art von Schmerz hindurch müsse. Gesetzt, ein Mensch, der sich in einem solchen Stande der Gleichgültigkeit, oder der Ruhe, oder der Behaglichkeit, oder wie man es nennen will, befindet, höre plötzlich ein musikalisches Concert; oder er sehe einen Gegenstand von schöner Gestalt, und hellen glänzenden Farben; oder er rieche den Duft einer Rose; oder er trinke ohne vorhergegangenen Durst irgend einen wohlschmeckenden Wein; oder esse, ohne hungrig zu seyn, eine leckere Speise: so wird er bey allen diesen verschiedenen Empfindungen des Hörens, Riechens, Schmeckens, unstreitig ein Vergnügen genießen; und doch, wenn er um den Zustand seiner Seele vor diesen Ergötzungen befragt wird, so wird er schwerlich antworten können, daß sie ihn in einem Zustande von Schmerz gefunden hätten. Oder, wird er wohl, nachdem er jeden dieser Sinne mit der ihm eignen Art von Lust befriedigt hat, sagen können, daß irgend ein Schmerz

darauf

darauf gefolget sey, obgleich das Vergnügen völlig aufgehört hat? Gesetzt, im Gegentheil, eben dieser Mann bekomme in demselben Zustande der Gleichgültigkeit, einen heftigen Schlag, oder koste einen bittern Trank, oder werde von kratzenden und rauhen Tönen betäubt: so giebt es hier kein aufgehobenes Vergnügen, und doch wird, in jedem der Sinne, die berührt worden sind, eine merkliche Unlust empfunden. Vielleicht könnte man sagen, der Schmerz entspringe zwar in diesem Falle, wirklich aus der Aufhebung des zuvor genossenen Vergnügens; dieses Vergnügen aber sey von einem so niedrigen Grade gewesen, daß er es nur dadurch empfunden habe, indem es aufgehoben wurde. Aber dieß scheint mir eine Spitzfündigkeit zu seyn, die sich in der Natur selbst nicht finden läßt. Denn wenn ich das Vergnügen nicht wirklich gewahr werde, das vor dem Schmerz vorher gehen soll, was für ein Recht habe ich dann anzunehmen, daß es vorhanden sey? Eben das läßt sich mit gleichem Grunde vom Schmerz sagen. Ich kann mich nicht überreden, daß Vergnügen und Schmerz bloße Beziehungen seyn sollten, und nur in so fern da wären, als sie gegen einander abstechen; sondern ich glaube sehr deutlich zu bemerken, daß es positive Vergnügungen und Schmerzen giebt, die von einander ganz unabhängig

sind. Nichts ist meinem innersten Bewußtseyn deutlicher als dieß. Nichts ist in meiner Seele, was ich mit mehr Deutlichkeit von einander unterscheiden könnte, als den Zustand der Gleichgültigkeit, des Vergnügens und des Schmerzens. Jeden von ihnen kann ich begreifen, ohne die geringste Idee einer Beziehung auf ein ander Ding nöthig zu haben. Cajus hat einen Anfall von Kolik, der Mann hat jetzt wirklich Schmerz; aber spannet den Cajus auf die Folter: er wird noch größern Schmerz leiden. Aber entsteht wohl dieser Schmerz der Folter aus der Wegschaffung irgend eines Vergnügens? oder ist der Anfall von Kolik bald Schmerz, bald Vergnügen, nachdem es uns gefällt, ihn zu betrachten?

Dritter Abschnitt.

Unterschied zwischen dem aufgehobenen Schmerze, und dem positiven Vergnügen.

Ich kann diesen Satz noch einen Schritt weiter verfolgen; und ich getraue mir zu behaupten, daß Schmerz und Vergnügen nicht nur nicht nothwendig, in Absicht ihres Daseyns, von der Verminderung, oder dem Aufhören des Gegentheils

theils abhängen, sondern daß im Grunde, die Verminderung oder das Aufhören eines Vergnügens ganz anders auf die Seele wirke, als wirklicher Schmerz; und daß das Aufhören oder die Verminderung des Schmerzens in ihren Wirkungen wenig ähnliches mit dem positiven Vergnügen habe. Der erste dieser beyden Sätze, wird, glaube ich, weit eher zugestanden werden, als der letzte, weil es in die Augen fällt, daß das Vergnügen, wenn es seine Bahn durchlaufen ist, uns beynahe eben da wieder zurück läßt, wo es uns fand. Das Vergnügen jeder Art wird geschwind genossen; und ist es vorüber, so fallen wir in Gleichgültigkeit zurück, oder wir gerathen vielmehr in eine sanfte Ruhe, die noch etwas von der angenehmen Farbe der vorhergehenden Empfindung an sich hat. Ich gestehe es, nicht eben so augenscheinlich ist es bey dem ersten Anblicke, daß die Wegschaffung eines großen Schmerzens nicht dem wirklichen Vergnügen ähnlich sehe. Aber wir dürfen uns nur des Zustandes eingedenk machen, in welchem wir unsere Seele gefunden haben, als wir einer nahen Gefahr entgangen, oder von dem heftigsten Anfall eines grausamen Schmerzens befreyt worden sind. Wir werden, wenn ich mich nicht sehr irre, die Verfassung unsers Gemüths bey diesen Umständen sehr verschieden von

der

derjenigen gefunden haben, die die Gegenwart der wirklichen Lust zu begleiten pflegt; wir werden sie in einem Zustande der Stille und der Eingezogenheit gefunden haben, der aber doch noch mit einem Eindruck von Furcht vermischt war; in einer Art von Ruhe, die einen Schatten von Schrecken hatte. Die Mienen des Gesichts, und die Gebehrden des Körpers bey solchen Gelegenheiten, sind diesem Zustande der Seele so ähnlich, daß jeder, der die Ursache dieser Erscheinung nicht wüßte, eher glauben würde, wir wären in einer Art von Bestürzung und Angst, als in dem Genuß einer solchen Sache, wie positives Vergnügen.

Ὡς δ' ὅταν ἄνδρ' ἄτη πυκινὴ λάβῃ, ὅς τ' ἐνὶ πάτρῃ
Φῶτα κατακτείνας, ἄλλων ἐξίκετο δῆμον
Ἀνδρὸς ἐς ἀφνειοῦ, θάμβος δ' ἔχει εἰσορόωντας.

So wie ein Unglücklicher, den das schwere Schicksal betrifft, um Mordes willen von seinem Vaterlande zu fliehen, eben die Gränze des fremden Landes erreicht, athemloß, blaß, bestürzt, — Jedermann starrt ihn an, und erschrickt.

Dieser bestürzende Anblick des Mannes, den Homer als eben einer augenscheinlichen Gefahr entgangen, vorstellt; diese Mischung von Schrecken und Verwunderung, welche er den Zuschauern

schauern einflößt, ist ein sehr starkes Gemälde von der Art und Weise, wie wir selbst bey ähnlichen Gelegenheiten gerührt werden. Denn wenn wir irgend eine gewaltsame Erschütterung erlitten haben, so bleibt die Seele natürlicher Weise noch in einem ähnlichen Zustande, auch nachdem die Ursache, die ihn zuerst hervor brachte, aufgehört hat zu wirken. Das Schwanken der See dauret auch nach dem Sturm fort; und wenn dieser Ueberrest von Schrecken sich völlig gelegt hat, so endigt sich mit ihm zugleich die ganze Leidenschaft, die der Vorfall erregt hatte, und die Seele kehrt in den ihr gewöhnlichen Zustand der Gleichgültigkeit zurück. Mit einem Worte, Lust (ich meyne alles, sowohl in der innern Empfindung als dem äussern Anblicke, was dem Vergnügen aus einer positiven Ursache ähnlich ist,) entsteht niemals aus der Wegschaffung von Schmerz oder Gefahr.

Vierter Abschnitt.

Von Beruhigung und Lust als einander entgegen gesetzt.

Aber werden wir deswegen sagen, daß die Wegschaffung oder die Verminderung des Schmerzens, immer durchaus schmerzhaft, oder das Aufhören und die Verringe-

ringerung eines Vergnügens immer selbst mit Vergnügen begleitet sey? Keinesweges. Was ich behaupte, ist nichts mehr als dieß: Erstlich, daß es Schmerzen und Vergnügen von einer positiven und unabhängigen Natur gebe; und zweytens, daß das Gefühl, welches aus dem Aufhören oder der Verminderung von Schmerz entspringt, nicht Aehnlichkeit genung mit dem positiven Vergnügen habe, um als eine Sache von gleicher Natur angesehen, oder mit demselben Namen belegt zu werden; und drittens, daß aus eben den Gründen, die Wegschaffung oder Abänderung des Vergnügens keine Aehnlichkeit mit positivem Schmerz habe. Es ist gewiß, daß das erste Gefühl (das Gefühl bey dem Aufhören oder der Mäßigung des Schmerzens,) etwas enthält, das seiner Natur nach vom verdrüßlichen oder ängstigenden sehr weit entfernt ist. Dieses Gefühl, welches in vielen Fällen so angenehm, aber in allen von dem positiven Vergnügen so sehr unterschieden ist, hat noch, so viel ich weis, keinen Namen; aber deswegen ist es nicht weniger eine wirkliche, und von allen andern unterschiedene Empfindung. Es ist unstreitig, daß alle Arten von Genuß oder Vergnügen, so verschieden auch sonst der Eindruck seyn mag, den sie machen, etwas positives in der Seele dessen sind, der sie fühlt. Der Eindruck selbst ist ohne Zwei-

fel

fel positiv; aber die Ursache kann, so wie sie es in unserm Falle wirklich ist, eine Privation seyn. Und es ist sehr billig, daß wir zwey Dinge, die so verschieden sind, als ein Vergnügen, das einfach und ohne Beziehung ist, von einem Vergnügen, das ohne Beziehung nicht seyn kann, und zwar ohne Beziehung auf Schmerz, mit zwey verschiedenen Wörtern ausdrücken. Sehr ungereimt würde es seyn, wenn zwey Empfindungen, die in ihren Ursachen und in ihren Wirkungen so verschieden sind, mit einander vermischt werden sollten, bloß, weil der gemeine Sprachgebrauch sie unter einerley gemeinschaftlichen Namen zusammen gefaßt hat. So oft ich von dieser Art vom verhältnißmäßigen Vergnügen zu reden habe: nenne ich es **Beruhigung;** (delight) und ich will mich hüten, so gut ich kann, dieses Wort niemals in einem andern Sinne zu brauchen. Ich weis wohl, daß das Wort gemeiniglich nicht in dieser eingeschränkten Bedeutung gebraucht wird. Aber ich hielt es für besser, ein schon bekanntes Wort zu nehmen, und seine Bedeutung einzuschränken, als ein neues einzuführen, das sich vielleicht nicht so gut mit der Sprache vertragen hätte. Ich würde mir es niemals angemaßt haben, die geringste Aenderung in unsern Worten zu machen, wenn nicht die Natur der Sprache, die mehr für die Geschäffte des Lebens,

bens, als für die Untersuchungen der Philosophie gebildet ist, und die Natur meiner Materie, die mich aus dem gemeinen Wege des Gesprächs heraus führt, mich auf gewisse Weise dazu nöthigte. Ich werde mich dieser Freyheit mit aller möglichen Behutsamkeit bedienen. So wie ich also das Wort **Beruhigung** brauche, um die Empfindung auszudrücken, die die Wegräumung des Schmerzens oder der Gefahr begleitet: so werde ich, wenn ich vom positiven Vergnügen rede, es größtentheils **Lust** nennen.

Fünfter Abschnitt.

Freude und Betrübniß.

Man muß bemerken, daß das Aufhören eines Vergnügens, auf die Seele einen dreyfachen Eindruck machet. Hört es bloß auf, nachdem es seine gewöhnliche ihm gemäße Zeit fortgedauert hat: so ist die Folge **Gleichgültigkeit.** Bricht es plötzlich ab: so folgt eine Unbehaglichkeit, die man die **getäuschte Erwartung** (disappointment) nennt; ist der Gegenstand so gänzlich verlohren, daß gar keine Möglichkeit übrig bleibt, ihn wieder zu genießen: so entstehet in der Seele die Leidenschaft, die **Betrübniß** heißt. — Von diesen dreyen nun, hat, wie mich dünkt, keines, selbst nicht die Betrübniß, die das heftigste darunter ist,

irgend eine Aehnlichkeit mit wirklichem Schmerz. Die Person, die sich betrübt, giebt ihrer Leidenschaft Gewalt über sich, sie nährt sie, sie liebt sie. Aber das geschieht niemals bey einem wirklichen Schmerz, den niemand freywillig irgend eine beträchtliche Zeit lang erträgt. — Daß Betrübniß, ob gleich bey weitem keine ganz angenehme Empfindung, doch gerne ertragen wird: ist nicht schwer zu begreifen. Es gehört zum Wesen der Betrübniß, daß sie ihren Gegenstand beständig der Seele vorhält, daß sie ihn von seinen angenehmsten Seiten zeiget, daß sie alle Umstände, die zu ihm gehören, bis auf die kleinsten wiederholt; daß sie auf jede einzelne Ergötzung, die die Sache gewährt hat, zurück geht, sich bey jeder verweilt, und allenthalben tausend neue Annehmlichkeiten findet, die vorher nicht waren hinlänglich bemerkt worden. Bey der Betrübniß hat das Vergnügen immer noch die Oberhand; und die Unlust, die wir leiden, hat mit absolutem Schmerz, der immer verhaßt ist, und den wir, so bald als möglich, von uns abzuwälzen suchen, keine Aehnlichkeit. Die Odyssee des Homers, die mit so viel natürlichen und rührenden Gemälden angefüllt ist, hat keines, welches mehr Eindruck machte, als dasjenige, welches Menelaus von dem unglücklichen Schicksal seiner Freunde, und der Art seines eigenen Gefühls da-

bey macht. Er gesteht in der That, daß er oft sich einen Nachlaß von solchen melancholischen Betrachtungen erlaube; aber er bemerkt zugleich, daß, so melancholisch sie sind, sie ihm doch Vergnügen gewähren:

Ἀλλ' ἔμπης πάντας μὲν ὀδυρόμενος καὶ ἀχεύων
Πολλάκις ἐν μεγάροισι καθήμενος ἡμετέροισιν,
Ἄλλοτε μέντε γόῳ φρένα τέρπομαι, ἄλλοτε δ' αὖτε
Παύομαι· αἰψηρὸς δὲ κόρος κρυεροῖο γόοιο.

„Diese alle habe ich verlohren, und mein Herz blu„tet noch. Oft, wenn ich in meiner Wohnung ein„sam und ruhig sitze, fliessen meine Thränen, und „erleichtern mir das Herz. Bald aber werde ich „des Traurens müde, stehe auf, und trockne meine „Thränen ab.„

Auf der andern Seite, wenn wir unsere Gesundheit wieder erlangen, wenn wir einer nahen Gefahr entgehen, ist es alsdann Freude, die wir empfinden? Das, was in uns bey solchen Gelegenheiten vorgeht, ist von der süssen und einnehmenden Empfindung sehr unterschieden, die die gewisse Aussicht auf Lust uns gewährt. Die Beruhigung, die aus der Verminderung des Schmerzens entsteht, zeigt den Stamm, aus dem sie hervor wuchs, durch den gesetzten, strengen und ernsthaften Charakter an, den sie hat.

Sechster

Sechster Abschnitt.

Von den Leidenschaften, die zur Selbsterhaltung gehören.

Die meisten der Vorstellungen, die fähig sind einen starken Eindruck auf die Seele zu machen, es sey einen Eindruck von Vergnügen und Schmerz überhaupt, oder von gewissen besondern Arten derselben, beziehen sich auf einen von diesen beyden Gegenständen, Selbsterhaltung oder Geselligkeit; eines oder das andere ist das Ziel, für welches alle unsere Leidenschaften bestimmt sind. Die Leidenschaften, die die Selbsterhaltung betreffen, haben größtentheils Schmerz oder Gefahr zum Grunde. Die Ideen von Schmerz, Krankheit und Tod erfüllen die Seele mit starken Bewegungen des Abscheues. Leben und Gesundheit hingegen, ob sie uns gleich in den Stand setzen, Eindrücke des Vergnügens zu empfangen, machen doch selbst durch ihren bloßen Besitz keinen. Die Leidenschaften also, welche die Selbsterhaltung betreffen, gründen sich hauptsächlich auf Schmerz und Gefahr, und sie sind die heftigsten unserer Leidenschaften.

Siebenter Abschnitt.
Von dem Erhabenen.

Alles, was auf einige Weise geschickt ist, die Vorstellungen von Schmerz und Gefahr zu erregen, das heißt, alles, was auf irgend eine Weise schrecklich ist, oder mit schrecklichen Gegenständen in Verwandschaft steht, oder auf eine dem Schrecken ähnliche Art auf die Seele wirkt, ist die Quelle vom **Erhabenen**; das heißt, es ist dasjenige, welches die stärkste Bewegung, deren die Seele fähig ist, hervor bringt. Ich sage, die stärkste Bewegung: denn ich bin überzeugt, die Vorstellungen von Schmerz sind weit mächtiger, als die, welche zu dem Genusse der Lust gehören. — Ohne allen Zweifel sind die Martern, die man uns anthun kann, in ihren Wirkungen auf Geist und Körper weit größer, als alle Vergnügungen, die die ausgelernteste Lüsternheit erfinden, oder die lebhafteste Einbildungskraft, und der gesundeste und empfindlichste Körper geniessen kann. Ja, ich zweifle sehr, ob irgend ein Mensch ein Leben voll der höchsten Ergötzungen, unter der Bedingung annehmen würde, daß er es unter solchen Martern endigen solle, als an dem letzten Königsmörder in Frankreich vollzogen worden. Aber so wie Schmerz in seinen Wirkungen stärker ist als Lust: so ist Tod gemeiniglich eine noch weit

wirksamere Idee als Schmerz; indem es sehr wenig Schmerzen giebt, so gewaltsam sie auch seyn mögen, die man nicht dem Tode vorzieht; ja, was größtentheils den Schmerz selbst, so zu sagen, am schmerzhaftesten macht, ist, daß man ihn als einen Vorbothen dieses Königes der Schrecken betrachtet. Wenn Gefahr oder Schmerz zu nahe auf uns eindringen, so sind sie unfähig uns auf irgend eine Art zu gefallen, und sind bloß und durchaus schrecklich. Aber in gewissen Entfernungen, und mit gewissen Einschränkungen können sie ergötzend werden, und sind es wirklich, wie wir alle erfahren. Die Ursache hievon werde ich hernach zu entdecken suchen.

Achter Abschnitt.

Von den Leidenschaften, die zur Geselligkeit gehören.

Die andere Hauptgattung, unter welche ich unsere Leidenschaften bringe, ist die Gattung der **geselligen Leidenschaften**, die sich wieder in zwey Arten theilet: 1) in die, welche auf die Verbindung der beyden Geschlechter geht, und die zur Absicht die Fortpflanzung hat; und 2) in die, welche sich auf die allgemeinere Verbindung bezieht, in der wir mit den Menschen überhaupt,

mit den übrigen Thieren, und auf gewisse Art auch mit der leblosen Welt stehen. Die Leidenschaften, die zu der Erhaltung des einzelnen Menschen gehören, beziehen sich alle auf Schmerz und Gefahr; die, welche zur Fortpflanzung des Geschlechts gehören, haben ihren Ursprung in Befriedigung und Lust. Dasjenige Vergnügen, welches am unmittelbarsten zu dieser Absicht gehört, ist sehr lebhaft, entzückend, und heftig, und nach aller Geständniß das höchste sinnliche Vergnügen. Demohnerachtet entsteht aus der Abwesenheit einer so großen Ergötzung selten eine eigentliche Unruhe; und, ausgenommen zu gewissen Zeiten, gar keine merkliche Empfindung. Wenn Leute beschreiben, wie ihnen bey Schmerzen oder in Gefahren zu Muthe ist, so halten sie sich nicht bey dem Vergnügen der Gesundheit, und dem frohen Zustande der Sicherheit auf, um dann bloß den Verlust dieser Annehmlichkeiten zu beklagen; sondern sie bleiben ganz bey den wirklichen Schmerzen, die sie leiden, und dem gegenwärtigen schrecklichen stehen, das sie fürchten. Giebt man hingegen auf die Klagen eines verlaßnen Liebhabers Acht, so bemerkt man, daß er am längsten bey den Vergnügungen, die er genoß, oder zu geniessen hoffte, und bey den Vorzügen des geliebten Gegenstandes verweilt. Es ist immer die Idee des Verlustes, die in seiner Seele am meisten herrscht. Die gewaltsa-

waltsamen Wirkungen der Liebe, die zuweilen bis zum Wahnwitz steigen, sind kein Einwurf gegen unsern Grundsatz. Wenn ein Mensch seine Einbildungskraft lange auf einer Vorstellung hat hafften lassen: so kann sie davon endlich so erfüllt werden, daß jede andere Idee ausgeschlossen, und die Aufmerksamkeit auf jede andere Sache, die jene Vorstellung schwächen könnte, unmöglich gemacht wird. Diese Folgen kann jede Vorstellung auf gleiche Weise haben, wie man aus der unendlichen Mannichfaltigkeit von Ursachen sieht, die Wahnwitz hervor bringen. Dieß kann also nur höchstens so viel beweisen, daß die Leidenschaft der Liebe sehr ausserordentliche Wirkungen habe, nicht aber, daß diese ausserordentliche Bewegung mit positivem Schmerz in Verbindung stehe.

Neunter Abschnitt.

Die Endursache des Unterschiedes, zwischen den Leidenschaften, die zur Selbsterhaltung gehören, und denen, welche die Vereinigung der Geschlechter angehen.

Die Endursache von der Verschiedenheit, zwischen dem Charakter der Leidenschaften, welche die Selbsterhaltung angehn, und derer, die auf

die Vervielfältigung unserer Gattung gerichtet sind, wird die vorhergehenden Anmerkungen noch weiter aufklären; und sie ist, auch um ihrer selbst willen, bemerkungswerth. Da die Vollbringung aller unserer Pflichten, auf dem Leben; und die Vollbringung derselben mit Muth und Glück, auf der Gesundheit beruht: so werden wir sehr stark von allem gerührt, was eines von beyden zu zerstöhren droht. Aber da wir nicht dazu gemacht wurden, bloß zu leben und gesund zu seyn: so ist der bloße Besitz dieser Güter mit keiner wirklichen Lust verbunden, damit wir uns nicht der Trägheit und Unthätigkeit überliessen. Auf der andern Seite ist die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts eine große Absicht der Natur, und es war nothwendig, um dem Menschen zur Befolgung derselben einen starken Antrieb zu geben, daß sie mit einem hohen Grade von Lust begleitet wurde. Weil sie aber bey weitem nicht unser einziges und beständiges Geschäffte seyn sollte: so mußte auch die Abwesenheit dieser Lust mit keinem beträchtlichen Misvergnügen verbunden seyn. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist in dieser Absicht merkwürdig. Der Mensch ist zu allen Zeiten zur körperlichen Liebe ziemlich gleich aufgelegt, weil die Vernunft ihn in der Zeit und der Art ihrer Befriedigung leiten soll. — Entstünde eine

große Unlust aus dem Mangel dieser Befriedigung, so würde es, fürchte ich, der Vernunft sehr schwer geworden seyn, ihr Amt zu verwalten. Das Thier aber, welches Gesetzen gehorcht, an deren Beobachtung seine eigne Vernunft nur wenig Theil hat, hat eine bestimmte Jahreszeit. Während dieser empfinden sie wahrscheinlicher Weise den Mangel dieser Lust mit vieler Unruhe; weil der Endzweck entweder dann erreicht, oder bey vielen, vielleicht auf immer verfehlt seyn muß, da der Trieb erst wieder mit der Jahreszeit zurück kehrt.

Zehenter Abschnitt.

Schönheit.

Die Leidenschaft, die auf die Fortpflanzung geht, ist an und für sich nichts als Instinct. Dieß ist bey den Thieren augenscheinlich, deren Leidenschaften unvermischter sind, und ihren Endzweck mehr ohne Umschweif verfolgen als die unsrigen. — Der einzige Unterschied, den sie in Absicht ihres Gattens bemerken, ist der Unterschied des Geschlechts. Es ist wahr, daß sie genau bey ihrer eignen Gattung bleiben, mit Ausschliessung aller andern. Aber diesen Vorzug geben sie ihr nicht sowohl, weil sie ein Gefühl von vorzüglicher Schönheit bey ihr hätten;

sondern weil es ihnen, vermöge eines Gesetzes ihrer Natur, nothwendig ist; und dieß können wir daraus schließen, weil sie, so viel wir bemerken, unter den Thieren ihrer Gattung selbst, keine Wahl anstellen. Der Mensch hingegen, der zu weit mannichfaltigern und verwickeltern Verhältnissen geschickt ist, verbindet mit dem Instinct, der aufs ganze Geschlecht geht, die Vorstellung gewisser geselliger Eigenschaften, welche den Instinct erhöhen und gegen einen besondern Gegenstand richten. Und da der Mensch nicht, gleich den Thieren, zu einer herumschweifenden Liebe bestimmt ist: so muß er nothwendig etwas haben, wornach er einen Vorzug geben, und eine Wahl anstellen könne. Dieß mußte irgend eine sinnliche Eigenschaft seyn; weil keine andre so geschwind, so kräftig, und so sicher ihre Wirkung hervor bringt. Der Gegenstand nun von dieser gemischten Leidenschaft, die wir Liebe nennen, ist die Schönheit des andern Geschlechts. Der Mann hat einen Trieb gegen das Geschlecht überhaupt, weil es das Geschlecht ist, und vermöge eines allgemeinen Gesetzes der thierischen Natur; aber seine Neigung gegen besondere Personen wird nur durch Schönheit gefesselt. Ich nenne Schönheit eine gesellige Eigenschaft; denn so oft uns der Anblick einer Mannsperson, oder eines Frauenzimmers, und nicht bloß dieser, sondern, so

oft

oft uns der Anblick irgend eines andern lebendigen Geschöpfs gefällt und Vergnügen macht: (und es sind ihrer viele, die uns dasselbe machen:) so flößen sie uns zugleich eine Gesinnung von Zärtlichkeit und Zuneigung gegen sie ein; wir wünschen, sie nahe um uns zu haben, und wir sind geneigt, uns in eine Art von Vertraulichkeit mit ihnen einzulassen, wofern nicht starke Ursachen zum Gegentheil da sind. Zu was für einer Absicht dieses in vielen Fällen so eingerichtet sey, bin ich nicht im Stande zu entdecken. Denn ich sehe zu einer Verbindung zwischen dem Menschen und denjenigen Thieren, die auf so eine anziehende Weise ausgeschmückt sind, keinen größern Grund, als zwischen eben demselben und andern Thieren, die diese anziehende Kraft gar nicht, oder in einem weit geringern Grade, besitzen. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Vorsehung auch diesen Unterschied nicht anders, als zur Erreichung irgend eines großen Endzwecks veranstaltet habe, ob wir gleich nicht deutlich einsehen können, was es für einer sey, da seine Weisheit nicht unsre Weisheit ist, und seine Wege nicht unsre Wege sind.

Eilfter Abschnitt.

Gesellschaft und Einsamkeit.

Der andere Zweig der geselligen Leidenschaften ist der, welcher sich auf Gesellschaft überhaupt

haupt bezieht. In Absicht dieser bemerke ich, daß Gesellschaft bloß als Gesellschaft, ohne irgend einen Zusatz, der den Eindruck davon erhöht, in dem Genuß kein positives Vergnügen gewähre. Aber eine gänzliche Einsamkeit, d. h. die völlige und immerwährende Beraubung aller Gesellschaft, ist ein so großer positiver Schmerz, als irgend einer, den wir uns denken können. Wenn man also das Vergnügen einer bloß allgemeinen Gesellschaft, gegen den Schmerz einer absoluten Einsamkeit abwägt: so ist der Schmerz das überwiegende. Hingegen überwiegt die Lust bey irgend einer besondern gesellschaftlichen Ergötzung, bey weitem die Unlust, die durch die Entbehrung eben dieser Ergötzung verursacht wird; so, daß unter den Empfindungen, die sich auf die Theilnehmung an besondern Gesellschaften beziehn, die Empfindungen des Vergnügens die stärksten sind. Angenehmer Umgang, lebhafte Gespräche, und die Ergiessungen der Freundschaft füllen die Seele mit einem großen Vergnügen; auf der andern Seite ist die Einsamkeit selbst wieder angenehm, wenn sie nur eine Zeitlang dauert. Dieß kann vielleicht beweisen, daß wir eben sowohl zum betrachten als zum handeln bestimmt sind, weil Einsamkeit sowohl als Gesellschaft ihre Annehmlichkeiten für uns hat; so wie wir hingegen aus der vorhergehenden Anmerkung

merkung schließen, daß ein ganz einsames Leben den Absichten unsers Daseyns widerspreche, weil der Tod selbst kaum eine schrecklichere Idee für uns ist.

Zwölfter Abschnitt.

Sympathie, Nachahmung, und Ehrgeiz.

Die Leidenschaften, die unter dem Namen Geselligkeit zusammen gefaßt werden, sind von einer sehr verwickelten Art, und theilen sich in so mannichfaltige Zweige, als es Endzwecke giebt, denen sie in der großen Kette der Gesellschaft untergeordnet sind. Die drey Hauptglieder in dieser Kette sind, Sympathie, Nachahmung und Ehrgeiz.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sympathie.

Durch die erste von diesen Leidenschaften geschieht es, daß wir an den Vorfällen anderer Theil nehmen, daß wir bewegt werden, so wie wir sie bewegt sehen, und daß wir niemals gleichgültige Zuschauer bey irgend etwas seyn können, was andre thun, oder leiden. Denn die Sympathie muß als eine Art von Verwechselung angesehen werden, vermöge welcher wir uns in die Stelle eines andern Menschen setzen, und in

vieler Absicht eben das empfinden, was er empfindet; so, daß also diese Leidenschaft bald etwas von der Natur derjenigen, die die Selbsterhaltung betreffen, annehmen, und weil sie sich alsdann auf Schmerz bezieht, eine Quelle des Erhabenen werden, und bald auf Ideen von Vergnügen gerichtet seyn kann; und dann läßt sich auf sie alles anwenden, was wir von den geselligen Neigungen gesagt haben, es sey von denen, die die ganze Gesellschaft, oder von denen, die nur besondere Arten derselben betreffen.

Durch diesen Trieb vornehmlich geschieht es, daß Poesie, Malerey, und die übrigen auf die Seele wirkende Künste, ihre Leidenschaften von einem Herzen in das andere ergießen, und oft selbst aus dem Elende, dem Unglück und dem Tode, einen Stoff zum Vergnügen ziehen können. Es ist eine sehr gemeine Bemerkung, daß Gegenstände, welche in der Wirklichkeit widrig seyn würden, in der tragischen oder einer andern Nachahmung, die Quelle einer sehr hohen Art von Ergötzungen werden. Dieß als ein gewisses Faktum voraus gesetzt, hat zu einer Menge von Erklärungen Anlaß gegeben. Man hat gemeiniglich jenes Vergnügen entweder aus der Beruhigung hergeleitet, die uns der Gedanke von Erdichtung bey so traurigen Geschichten macht; oder aus dem frohen Gefühl unserer

serer eigenen Befreyung von den Uebeln, die wir vorgestellt sehen. — Ich fürchte, es ist bey Untersuchungen dieser Art ein gar zu gewöhnliches Verfahren, Empfindungen, deren Ursachen bloß in dem mechanischen Bau unsers Körpers, oder der natürlichen Anlage und dem Wesen unsers Geistes liegen, aus Vernunftschlüssen über die Natur der Gegenstände zu erklären: denn ich bin geneigt zu glauben, daß der Einfluß, den das Nachdenken zur Hervorbringung unsrer Leidenschaften hat, bey weitem so ausgebreitet nicht sey, als man gemeiniglich annimmt.

Vierzehnter Abschnitt.

Die Wirkungen der Sympathie bey der Noth anderer.

Um diese Sache bey den Wirkungen des Trauerspiels auszumachen, müssen wir zuerst untersuchen, wie wir von den Empfindungen unsrer Nebenmenschen bey ihrem wirklichen Leiden gerührt werden. Ich bin überzeugt, wir haben einen Grad von beruhigender Empfindung, und zwar keinen geringen, bey den wirklichen Unglücksfällen und Schmerzen andrer. — Denn, so lange diese Empfindung, sie mag auch seyn, welche sie will, nicht macht, daß wir solchen Gegen-

ständen aus dem Wege gehn; wenn sie uns im Gegentheil reizt uns denselben zu nähern, wenn sie macht, daß wir bey ihnen verweilen: so bin ich gewiß, wir müssen ein Wohlgefallen oder ein Vergnügen irgend einer Art an dem Anschauen derselben haben. Lesen wir nicht die wahrhaften Geschichten von dergleichen Auftritten mit eben so viel Vergnügen, als die erdichteten in Romanen oder Gedichten? Der Wohlstand keines Reichs und die Größe keines Königes, wird uns beym Lesen auf eine so angenehme Art in Bewegung setzen, als der Untergang des macedonischen Staats, und die Noth seines unglücklichen Fürsten. Ein solcher Umsturz rührt uns in der Geschichte nicht weniger, als uns in der Fabel die Zerstöhrung von Troja rührt. Unser Wohlgefallen bey Fällen dieser Art steigt noch weit höher, wenn der Leidende ein vortrefflicher Mann ist, der unter einem ungerechten Schicksal erliegt. Scipio und Cato sind beydes tugendhafte Charaktere; aber wir werden von dem gewaltsamen Tode des letztern, uud dem Falle der großen Parthey, welcher er anhieng, weit stärker gerührt, als von den verdienten Triumphen, und der ununterbrochenen Glückseligkeit des erstern. Denn Schrecken ist eine Leidenschaft, die allemal ein Wohlgefallen erregt, wenn sie nicht zu nahe auf uns eindringt; und Mitleiden ist eine Leidenschaft, die

mit

mit Lust verbunden ist, weil sie aus Liebe und geselliger Zuneigung entspringt. Allenthalben, wo die Natur die Absicht hat, daß wir handeln und thätig seyn sollen, da hat sie die Leidenschaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Lust verbunden, der Gegenstand derselben mag seyn, welcher er will. Und da also der Schöpfer uns durch das Band der Sympathie hat vereinigen wollen: so hat er dieses Band durch ein gleichmäßiges Vergnügen befestigt. Wäre diese Leidenschaft bloß schmerzlich: so würden wir alle Personen und Oerter aufs sorgfältigste vermeiden, die eine solche Leidenschaft in uns erregen könnten; so, wie einige Leute es wirklich thun, die allen Schmerz so sehr scheuen, daß sie auch nicht einmal eine starke Empfindung ertragen können. Aber mit dem größten Theile der Menschen verhält es sich ganz anders. Kein Schauspiel suchen wir so begierig auf, als das Schauspiel ungewöhnlicher und schrecklicher Leiden. Und der Unglücksfall mag vor unsern Augen vorgehn, oder wir mögen ihn in der Geschichte finden: so rührt er uns immer auf eine uns ergötzende Weise. Es ist nicht reines lauteres Vergnügen, das wir dabey genießen, sondern mit einer merklichen Unruhe vermischtes Vergnügen. Das Wohlgefallen, das wir an solchen Dingen finden, hindert

uns, die Scenen des Elendes zu vermeiden; und der Schmerz, den wir dabey fühlen, treibt uns an, uns selbst aufzurichten, indem wir denen, welche leiden, beyspringen; und dieß alles unabhängig von allen Vernunftschlüssen, bloß durch einen Instinkt, der uns, ohne unsere Mitwirkung, zu seinem Ziel hintreibt.

Funfzehnter Abschnitt.

Von den Wirkungen des Trauerspiels.

So verhält es sich bey wirklichen Unglücksfällen. Bey nachgeahmten Leiden findet sich der einzige Unterschied, daß wir noch ein neues Vergnügen aus der Nachahmung schöpfen. Denn so vollkommen sie auch seyn mag: so werden wir doch immer gewahr, daß es Nachahmung ist; und können uns also daran aus diesem Grunde ergötzen. Und in einigen Fällen schöpfen wir in der That eben so viel, oder noch mehr Vergnügen aus dieser Quelle, als aus dem Dinge selbst.

Aber dann irren wir, glaube ich, sehr, wenn wir irgend einen beträchtlichen Theil des Vergnügens, das uns die Tragödie macht, der Betrachtung

zu-

zuschreiben, daß sie ein bloßer Betrug ist, und ihre Vorstellungen nicht Wirklichkeiten sind. Je nä- her sie der Wirklichkeit kömmt, und je mehr sie von uns alle Idee von Erdichtung entfernt, desto vollkommner ist ihre Wirkung. Aber mag ihre Wirkung seyn, welche sie will, so reicht sie nie- mals an den Eindruck der vorgestellten Sache selbst. Man lasse eines Tages das erhabenste und rührendste unserer Trauerspiele aufführen; man wähle dazu diejenigen Schauspieler, wel- che den größten Beyfall haben; man spare keine Kosten an dem Theater und den Verzierungen; man vereinige die höchsten Kräfte der Dichtkunst, Malerey und Musik; und dann, wenn alle Zu- schauer versammlet sind, eben in dem Augenbli- cke, wo die Erwartung und Begierde am höch- sten gestiegen ist, lasse man die Nachricht an- kommen, daß in einer benachbarten Straße ein Staatsverbrecher von hohem Range eben enthau- ptet werde: in einem Augenblicke wird die Leere der Schaubühne die verhältnismäßige Schwäche der nachahmenden Künste, und den Sieg der wirk- lichen Sympathie beweisen. Ich glaube, daß diese Meynung, als wenn wir bey der Wirklich- keit gewisser Sachen bloße Unlust, und doch bey Abbildungen derselben Vergnügen empfänden, da- her entstehe, weil wir nicht hinlänglich unterschei- den, das was wir selbst auf keine Weise würden thun

wollen, und das, was wir doch begierig seyn würden zu sehen wenn es geschehen ist. Wir ergötzen uns an dem Anblick von Dingen, die wir so weit entfernt sind selbst zu thun, daß unsre herzlichsten Wünsche darauf gehn, ihnen abgeholfen zu sehen. Diese glorreiche Stadt, den Stolz Englands und Europens, durch Feuersbrunst oder Erdbeben zerstöhrt zu sehen, dieß ist, glaube ich, niemand verkehrt und boshaft genung zu wünschen, wenn er auch für seine Person noch so weit von der Gefahr entfernt wäre. Aber gesetzt, der unglückliche Zufall wäre geschehen: was für eine Menge von Menschen würde sich von allen Seiten herzu drängen, die Ruinen zu sehen; und unter dieser viele, die es sich leicht würden haben gefallen lassen, London in seiner Herrlichkeit niemals zu sehen. Nun aber ist weder bey wirklichen noch bey erdichteten Unglücksfällen anderer, der Gedanke daß wir von denselben frey sind, der Grund unsers Vergnügens: in meiner eignen Seele kann ich nichts dergleichen entdecken. Ich befürchte, dieser Irrthum kömmt aus einer Art von Trugschluß, von dem wir sehr oft getäuscht werden; daraus nämlich, daß wir nicht zwischen dem, was eine nothwendige Bedingung zu allem unsern Thun und Leiden ist, und zwischen dem, was die Ursache einer gewissen besondern Handlung ist, unterscheiden.

Wenn

Wenn jemand mich ersticht: so war es dazu eine nothwendige Bedingung, daß wir beyde vor dieser Begebenheit beym Leben seyn mußten; und doch wäre es ungereimt zu sagen, dieser Umstand, daß wir beyde lebendige Geschöpfe waren, sey die Ursache seines Verbrechens und meines Todes. Auf gleiche Art ist es gewiß, daß mein Leben nothwendig ausser aller nahen Gefahr seyn muß, wenn ich an dem Leiden andrer, es sey ein wirkliches oder eingebildetes, oder wenn ich überhaupt an irgend einer Sache in der Welt Vergnügen finden soll. Aber es ist ein Trugschluß, wenn man daraus folgert, daß dieses ausser Gefahr seyn, die Ursache meines Vergnügens bey dieser oder irgend einer andern Gelegenheit sey. Niemand, glaube ich, ist sich einer solchen Ursache von Vergnügen deutlich bewußt; ja, wenn wir nur nicht in dem Anfalle eines sehr heftigen Schmerzen, oder einer sehr nahe bevorstehenden Gefahr ausgesetzt sind: so können wir für andre fühlen, während daß wir selbst leiden; und dann oft am meisten, wenn uns die Noth weicher gemacht hat. Wir sehen Unglücksfälle mit Mitleiden an, mit denen wir gerne unsre eignen vertauschen würden.

Sechszehnter Abschnitt.

Nachahmung.

Die zweyte Leidenschaft, die sich auf die Gesellschaft bezieht, ist Nachahmung, oder wenn man lieber will, eine Begierde nachzuahmen, und also ein Vergnügen daran. — Diese Leidenschaft entsteht ziemlich aus eben der Ursache als die Sympathie. Denn so wie uns die Sympathie an allem Theil nehmen läßt, was ein anderer Mensch empfindet: so treibt uns diese Neigung an, alles nachzumachen, was ein andrer thut. Und um deswillen macht uns das Nachahmen, und alles, was zu demselben gehört, bloß in so fern Vergnügen, als es Nachahmung ist, ohne Hülfe der überlegenden Vernunft, ganz allein vermöge der ursprünglichen Einrichtung unsrer Natur, die von der Vorsehung so gebildet worden, daß alle Sachen, die zu dem Endzwecke unsers Daseyns gehören, nach der Verschiedenheit ihrer Natur, Lust oder Beruhigung in uns erwecken. Durch Nachahmung lernen wir weit mehr Sachen, als durch Unterricht; und was wir auf diese Weise lernen, das wird nicht nur weit besser, sondern auch mit mehr Vergnügen erlernt. Die Nachahmung ist es, die unsere Sitten, unsere Meynungen, unsere Lebensart bildet. Sie ist das stärkste Band der Gesellschaft; sie ist eine

Art von natürlicher Gefälligkeit, durch welche jeder Mensch dem andern nachgiebt ohne sich selbst Zwang anzuthun, und die doch allen ausnehmend schmeichelhaft ist. Auf sie gründen die Malerey und viele andere ergötzende Künste ihre vornehmste Kraft. Und da sie durch ihren Einfluß auf unsere Sitten und Leidenschaften von so großen Folgen ist: so will ich es versuchen, eine Regel hier fest zu setzen, die uns mit ziemlicher Gewißheit lehren kann, wann die Künste ihre Wirkung, der Nachahmung oder unserm Vergnügen an der Geschicklichkeit des Nachahmers, und wann sie sie der Sympathie oder einer mit ihr verbundenen Ursache zu danken haben. Wenn der im Gedicht oder dem Gemälde vorgestellte Gegenstand so beschaffen ist, daß wir keine Begierde haben würden ihn zu sehen, wenn er wirklich wäre: dann rührt seine Kraft im Gemälde oder dem Gedicht lediglich von der Kraft der Nachahmung her, und von keiner in dem Dinge selbst wirkenden Ursache. So verhält es sich mit den meisten solcher Stücke, die die Maler die stille Natur nennen. In dieser ist eine Hütte, ein Misthaufen, sind die niedrigsten und gemeinsten Küchengeräthe vermögend, uns Vergnügen zu machen. Aber wo der Gegenstand des Gemäldes oder Gedichts von der Art ist, daß wir in der Natur selbst eilen würden, ihn zu sehen: da kön-

nen wir uns darauf verlassen, so seltsam auch die Empfindung seyn mag die er bey uns erregt, die Wirkung des Gedichts oder Gemäldes hängt mehr von der Natur des Dinges selbst, als von der bloßen Wirkung der Nachahmung, oder von der Betrachtung der Kunst des Nachahmers ab, so groß diese auch seyn mag. Aristoteles hat von der Wirkung der Nachahmung in seiner Poetik so viel und so viel gründliches gesagt, daß er jede andere Untersuchung dieser Sache ganz unnöthig gemacht hat.

Siebenzehnter Abschnitt.

Ehrgeiz.

Obgleich die Nachahmung eines von den großen Werkzeugen ist, dessen sich die Vorsehung bedient, unsere Natur ihrer Vollkommenheit näher zu bringen: so ist doch leicht einzusehen, daß wenn die Menschen sich lediglich der Nachahmung überließen, und einander in einem beständigen Cirkel auf dem Fuße nachgiengen, daß, sage ich, alsdann alle Verbesserungen unter ihnen unmöglich seyn würden. Die Menschen müßten alsdann, so wie die Thiere, nach Jahrhunderten eben das seyn, was sie heute sind, und was sie am Anfange der Welt

waren.

waren. Diesem zuvor zu kommen, hat Gott dem Menschen den Trieb des Ehrgeizes eingepflanzt, und dem Gedanken, daß er seine Nebenmenschen in irgend einer unter ihnen werth gehaltenen Sache übertreffe, etwas ergötzendes gegeben. Diese Leidenschaft ist es, die die Menschen zu allen den Unternehmungen treibt, durch die wir sie sich gewöhnlicher Weise hervor thun sehn; sie ist es, die sie alles zu thun bewegt, was in ihnen diese so reizende Idee ihrer Erhabenheit erwecken kann. Sie ist so stark, daß sie elende Menschen mit dem Gedanken, die obersten im Unglück zu seyn, getröstet hat. Und es ist gewiß, daß, wo wir uns nicht durch irgend eine wirkliche Vortrefflichkeit unterscheiden können, wir anfangen, uns in unsern eignen Schwachheiten, Thorheiten oder Mängeln, besonders wenn sie sonderbar und ausserordentlich sind, wohl zu gefallen. Dieser Trieb ist es, welcher der Schmeicheley so viel Gewalt über uns giebt: denn Schmeicheley ist nichts anders, als was einem Menschen die Einbildung eines Vorzugs giebt, den er nicht hat. Alles nun, was einen Menschen mit oder ohne Grund, in seinem eignen Urtheile erhebt, bringt eine triumphirende Freude bey ihm zuwege, die der Seele ausnehmend angenehm ist. Und dieses Emporstreben wird niemals mehr gefühlt, und wirkt niemals mit mehr Stärke, als, wenn

wir ohne Gefahr mit schrecklichen Gegenständen umgehen; indem die Seele allemal einen Theil von der Würde und der Wichtigkeit der Dinge, die sie betrachtet, sich selbst zuschreibt. Daher kömmt der Stolz und die Empfindung eigner Hoheit, die, wie Longin bemerkt, allemal den Leser bey denjenigen Stellen der Redner und Dichter einnimmt, welche wahrhaftig erhaben sind; eine Sache, die jeder in sich selbst bey solchen Gelegenheiten wahrgenommen haben muß.

Achtzehnter Abschnitt.

Wiederholung.

Um also das Ganze, was bisher ist gesagt worden, in einige wenige Punkte zusammen zu fassen: so haben alle Leidenschaften, die die Selbsterhaltung betreffen, mit Schmerz oder Gefahr zu thun. Sie sind schlechterdings verdrüßlich, wenn ihre Ursachen unmittelbar auf uns wirken; sie sind ergötzend, wenn wir die Vorstellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne selbst in dem Zustande des Schmerzens zu seyn. — Das Gefallen, was wir daran finden, habe ich nicht Lust genannt, weil es sich auf Schmerz gründet, und von allem positiven Vergnügen hinlänglich unter=

unterschieden ist. Alles, was dieses Wohlgefallen erregt, nenne ich **erhaben.** Die Leidenschaften, die die Selbsterhaltung betreffen, sind die stärksten unter allen.

Die zweyte Hauptgattung, in welche die Leidenschaften in Absicht auf ihre Endursachen eingetheilt werden, ist Geselligkeit. Es giebt zwey Arten von Gesellschaft. Eine zwischen den beyden Geschlechtern: die Leidenschaft, die darauf geht, heißt Liebe, und enthält eine Mischung von thierischem Instinkt; ihr Gegenstand ist die Schönheit bey dem weiblichen Geschlechte. Die andere zwischen den Menschen und allen lebendigen Wesen überhaupt: die Leidenschaft, die dazu gehört, heißt ebenfalls Liebe, aber sie hat keine Mischung von sinnlichem Instinkt; und ihr Vorwurf ist Schönheit. Unter diesem Namen verstehe ich alle diejenigen Eigenschaften in den Dingen, die uns die Gesinnung des Wohlwollens und der Zärtlichkeit, oder sonst eine andre Leidenschaft, die diesen am nächsten kömmt, einflößen. Die Leidenschaft der Liebe hat ihren Ursprung in einem positiven Vergnügen; sie ist, so wie alle aus dem Vergnügen entspringende Leidenschaften, fähig, mit einer Art von Unlust vermischt zu werden, wenn nämlich die Vorstellung ihres Gegenstandes zugleich mit der Idee ihn unwiederbringlich ver-

lohren zu haben, erreget wird. Dieses vermischte Gefühl von Vergnügen und Unlust habe ich nicht Schmerz genannt, weil es sich auf wirkliches Vergnügen gründet, und in seinen meisten Wirkungen allzusehr vom Schmerz unterschieden ist.

Nach der allgemeinen Neigung, die wir für Gesellschaft überhaupt haben; nach der Wahl eines einzelnen Gegenstandes, in welcher wir durch das Vergnügen an demselben bestimmt werden, ist die dritte besondere Leidenschaft dieser Gattung, die Sympathie, und diese ist von dem weitesten Umfange. Das Wesen dieser Leidenschaft besteht darinn, daß wir uns an die Stelle eines andern unter allen Umständen versetzen, und in uns gleichförmige Empfindungen mit ihm erregen: so daß also diese Leidenschaft, nachdem es die Gelegenheit erfordert, mit Schmerz oder mit Vergnügen verbunden seyn kann; doch mit den Einschränkungen, die wir bey gewissen Fällen im zweyten Abschnitte hinzu gesetzt haben. Was die Liebe zur Nachahmung und zum Vorzuge betrifft: so darf nichts mehr davon gesagt werden.

Neunzehnter Abschnitt.

Beschluß.

Ich glaubte, daß ein Versuch einige unsrer Hauptleidenschaften unter Klassen und auf gewisse Regeln zu bringen, eine gute Vorbereitung zu der Untersuchung seyn würde, die wir in der folgenden Abhandlung anstellen wollen. Die Leidenschaften, die ich genannt habe, sind fast die einzigen, deren Untersuchung zu unserer jetzigen Absicht nothwendig seyn konnte, obgleich an sich der Leidenschaften weit mehrere, und alle einer genauen Erforschung werth sind. Je sorgfältiger wir das menschliche Herz untersuchen, desto ausnehmendere Spuren finden wir allenthalben von der Weisheit, die es gebildet hat. Wenn eine Abhandlung über den Gebrauch der körperlichen Gliedmaßen als ein Lobgesang des Schöpfers angesehen werden kann: so muß die Untersuchung über den Gebrauch der Leidenschaften gewiß nicht unfruchtbarer an Materie des Lobes für ihn, nicht unkräftiger für uns seyn, diejenige edle und seltene Verbindung von Einsicht und Bewunderung hervor zu bringen, welche nur von dem Anschauen der Werke der unendlichen Weisheit, einem vernünftigen Geiste gewährt werden kann. Wenn wir hiebey alles, was wir in uns selbst richtig, gut und

schön

schön finden, ihm zueignen; seine Kraft und Weisheit auch in unsrer Schwäche und Unvollkommenheit entdecken; sie da ehren, wo wir sie deutlich gewahr werden; ihre Tiefe da anbeten, wo sie sich unserm Nachsuchen entziehet: so können wir forschen, ohne unbescheiden, und uns erheben, ohne stolz zu werden; wir können, wenn ich so sagen darf, den Rathschlüssen des Allmächtigen beywohnen, indem wir seine Werke betrachten. Die Erhebung der Seele sollte der vornehmste Endzweck alles unsers Studirens seyn, und ohne diese Wirkung ist es von geringem Nutzen. — Ausserdem scheint mir die Betrachtung des Ursprungs unsrer Leidenschaften noch dazu nothwendig, um sie nach sichern und festen Regeln erregen zu können. Es ist dazu nicht genung, sie im allgemeinen zu kennen. Um einen Einfluß auf die feinern Arten derselben zu haben, oder von den Werken deren Absicht es ist sie zu erregen, richtig zu urtheilen, muß man genau die Gränze und das Gebieth einer jeden wissen, man muß sie durch die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen verfolgen, man muß in die innersten, und dem Ansehen nach unzugänglichen Theile unsrer Natur eindringen.

Quod latet arcana non enarrabile fibra.

Zwar

Zwar ist es möglich, daß jemand ohne alles dieß, bloß nach dunkeln Vorstellungen, doch ziemlich glücklich seyn könne, in seinen Werken die Natur zu treffen. Aber er kann niemals eine sichere bestimmte Regel haben, an die er sich halte; noch kann er seine Sätze andern hinlänglich klar machen. Unter Dichtern und Rednern und Malern, und allen, welche irgend einen Theil der schönen Künste bearbeiten, hat es immer einige gegeben, und es wird deren noch künftig geben, die ohne diese kritische Kenntniß, jeder in seinem Fache, mit glücklichem Erfolg arbeiten; so wie viele Künstler Maschinen verfertigt, und so gar erfunden haben, ohne die Gesetze der Bewegung zu kennen. Es ist in der That nichts seltnes, in der Theorie falsch, und in der Ausübung richtig zu seyn; und es ist ein Glück, daß es so ist. Menschen handeln oft richtig nach Gefühl, und urtheilen hinten drein über diese Gefühle falsch nach Vernunftsätzen. Aber da es gleich unmöglich ist, alle Versuchung zu solchen Schlüssen zu vermeiden, oder den Einfluß derselben über unsre Praxis zu verhüten: so ist es wahrlich einiger Mühe werth, diese Schlüsse zu berichtigen, und sie auf sichre Erfahrungen zu bauen. Wir könnten vielleicht erwarten, daß die Künstler

selbst

selbst unsre sichersten Führer seyn würden; aber diese sind zu sehr mit der Ausübung beschäfftigt gewesen. Die Philosophen haben nur wenig gethan, und das meiste, was sie gethan haben, bezieht sich auf ihre besondre Systeme und Meynungen. Und was die Kunstrichter betrifft, so haben sie insgesammt die Regeln der Kunst an dem unrechten Orte gesucht. Sie haben sie unter Gedichten, Gemälden, Kupferstichen, Statüen und Gebäuden gesucht; aber die Kunstwerke können niemals die Regeln für die Kunst geben. Ich will sagen: die Ursache, warum die Künstler überhaupt, und die Dichter insbesondre, sich immer in einem so engen Kreise bewegt haben, ist, weil sie mehr Nachahmer von einander als von der Natur waren, und dieß mit einer so getreuen Aehnlichkeit, und bis zu einem so entfernten Zeitalter hinauf, daß es schwer ist zu sagen, welches das erste Muster gewesen ist. Die Kunstrichter folgen den Künstlern nach, und können sich also nicht als Führer betragen. Ich kann nur sehr dürftig von einer Sache urtheilen, wenn ich sie nach keinem andern Maaßstabe als nach ihr selbst abmesse. Der wahre Maaßstab der Künste ist in jedermanns Gewalt; und eine leichte Beobachtung der gemeinsten, und zuweilen

len der niedrigsten Dinge in der Natur, wird oft da das getreuste Licht geben, wo der größte Scharfsinn und Fleiß, wenn er solche Beobachtungen verachtet, uns in der Dunkelheit läßt, oder welches noch schlimmer ist, uns mit einem falschen Lichte täuschet und misleitet. Bey einer Untersuchung ist beynahe alles gethan, wenn man einmal auf dem rechten Wege ist. Ich bin überzeugt, daß ich mit den folgenden Beobachtungen an und für sich betrachtet nur wenig ausgerichtet habe; und ich hätte mir niemals die Mühe gegeben sie in Ordnung zu bringen, und noch weniger es gewagt sie bekannt zu machen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß nichts mehr zur Verderbniß der Wissenschaft beytrüge, als ihr Stillestehen. Diese Gewässer müssen erst bewegt werden, ehe sie ihre heilsame Kräfte zeigen können. Ein Mann, der sich durch die Oberfläche der Dinge hindurch arbeitet, kann vielleicht selbst irre gehn, aber er bahnt doch immer den Weg für andre, und seine Irrthümer selbst können der Sache der Wahrheit nützlich werden. In den folgenden Theilen werde ich untersuchen, welches die Dinge sind, die in uns die Eindrücke des Schönen und Erhabenen erregen; so wie ich in diesem diese Eindrücke selbst betrachtet habe. Ich verlange nur eine Gunst: diese, daß man keinen Theil dieser Abhandlung allein, und ausser dem Zusammenhange mit den

übrigen beurtheile: denn ich weis, daß ich mein Werk nicht geschickt gemacht habe, die Probe einer mit Spitzfündigkeit geführten Controvers, sondern nur einer bescheidenen, und selbst einer nachsichtsvollen Prüfung auszuhalten; ich weis, daß ich es nicht zum Streit ausgerüstet, sondern nur zum Besuch bey denjenigen vorbereitet habe, die der Wahrheit einen friedlichen Zutritt zu verstatten geneigt sind.

Ende des ersten Theils.

Philosophische Untersuchung über den Ursprung unsrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Von den Leidenschaften, die vom Erhabenen erregt werden.

Die Leidenschaft, die von dem Großen und Erhabenen in der Natur, wenn diese Ursachen am stärksten wirken, erregt wird, ist Erstaunen. Erstaunen aber ist derjenige Zustand der Seele, in welchem alle ihre Bewegungen, mit einigem Grade von Schrecken, gehemmt und unterbrochen werden. Die Seele ist alsdann mit ihrem Gegenstande so erfüllt, daß sie an keinen andern denken, und selbst über den ersten keine Betrachtungen anstellen kann. Daher kömmt die große Gewalt,

die das Erhabne über die Seele hat; eine Gewalt, die so wenig von unserm Nachdenken über die Sache herkömmt, daß sie vielmehr das Nachdenken verhindert, und uns auch wider unsern Willen mit sich fortreißt. Dieß Erstaunen also, ist, wie ich gesagt habe, die Wirkung des Erhabnen in seinem höchsten Grade: die geringern Wirkungen desselben sind, Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

Zweyter Abschnitt.

Schrecken.

Keine Leidenschaft beraubt die Seele so gänzlich aller ihrer Kraft zu denken und zu handeln, als die Furcht. Denn, weil sie in der Voraussehung von Schmerz oder Tod besteht: so wirkt sie auch auf eine Art, die dem gegenwärtigen Schmerz ähnlich ist. Was also unter Gegenständen des Gesichts schrecklich ist, das ist auch erhaben: es mag nun zugleich Größe der Ausdehnung haben, oder nicht. Es ist unmöglich, irgend etwas, das gefährlich ist, als klein und verächtlich anzusehen. Es giebt viele Thiere, die nichts weniger als groß sind, und doch eine erhabne Idee erwecken können, weil sie als fürchterliche Thiere angesehen werden, als z. B. die Schlangen, und fast alle Arten giftiger Thiere. Und wenn zu

Dingen

Dingen von großen Dimensionen, noch die Idee des Schrecklichen hinzu kommt, so werden sie ohne Vergleich erhabener. Eine große weitausgedehnte Land-Ebene, giebt gewiß keine niedrige Idee. Die Aussicht auf einer solchen Ebene kann sich eben so weit erstrecken, als eine Aussicht aufs Meer. Aber kann sie die Seele mit einem so großen Bilde anfüllen, als der Ocean ist? Dieß kann von mehrern Ursachen herkommen; aber von keiner mehr als von der, daß der Ocean ein im hohen Grade schrecklicher Gegenstand ist. — In der That ist das Schrecken, in allen Fällen ohne Ausnahme, bald sichtbarer, bald versteckter, das herrschende Principium des Erhabenen. Verschiedene Sprachen zeigen die Verwandschaft dieser Ideen an. Sie brauchen oft für Erstaunen und Verwunderung eben das Wort, womit sie das Schrecken ausdrücken. Θάμβος heißt im Griechischen so wohl Furcht als Verwunderung, δεινὸς heißt schrecklich und ehrwürdig, αἰδέομαι, ich verehre und ich fürchte. Vereor ist im Lateinischen, was αἰδέομαι im Griechischen ist. Die Römer brauchten das Wort stupeo, ein Wort das den Zustand eines erstaunenden Geistes ausnehmend wohl ausdrückt, sowohl die Wirkungen der bloßen Furcht, als die des Erstaunens zu bezeichnen. Das Wort attonitus (vom Donner gerührt) drückt ebenfalls

sehr deutlich die Verbindung dieser Begriffe aus. Und bezeichnet nicht das französische Wort étonnement, das englische astonishment und amazement, das deutsche Erstaunen, Bestürzung, die verwandten Bewegungen, der Furcht und des Verwunderns? Diejenigen, welche eine ausgebreitetere Kenntniß von Sprachen haben, werden ohne Zweifel noch mehrere, und eben so einleuchtende Beyspiele anführen können.

Dritter Abschnitt.

Dunkelheit.

Um irgend eine Sache sehr schrecklich zu machen, scheint allemal Dunkelheit nothwendig zu seyn. Wenn wir den genauen Umfang und die Gränzen einer Gefahr kennen; wenn wir mit dem Anblick derselben bekannt geworden sind: so ist der größte Theil der Furcht verschwunden. Jedermann wird dieses empfinden, wenn er bedenkt, wie sehr bey allen Arten der Gefahr die Nacht das Schrecken vermehre; und wie stark die Vorstellung von Geistern und Gespenstern, von welchen sich niemand deutliche Vorstellung machen kann, auf die Gemüther derjenigen wirke, die den gemeinen Erzehlungen von dieser Art Wesen Glauben beymessen. Diejenigen despotischen Regierungsformen, die auf die Leidenschaften der

Menschen,

Menschen, und vorzüglich auf die Leidenschaft der Furcht gebaut sind, halten ihr Oberhaupt so sehr als sie können, vor den Augen des Publici verborgen. Der nämliche Kunstgriff ist in vielen Religionen gebraucht worden. Beynahe alle heidnische Tempel waren dunkel. Selbst der Amerikaner stellt seinen Götzen in den dunkelsten Theil der Hütte, die er zu seinem Dienst geweyht hat. Zu gleichem Ende verrichteten die Druiden alle Ceremonien ihres Gottesdienstes mitten in den dunkelsten Wäldern, und in dem Schatten der ältesten und höchsten Eichen. Niemand scheint besser verstanden zu haben, wie er schreckliche Dinge erhöhen, oder wenn ich so sagen darf, sie durch eine einsichtsvolle Dunkelheit in ihr stärkstes Licht stellen solle, als Milton. Seine Beschreibung vom Tode im zweyten Buche, ist mit bewundernswürdigem Fleiße gemacht; es ist erstaunlich, mit welchem düstern Pompe, mit welcher bedeutenden und ausdrucksvollen Ungewißheit in Zügen und Farben, er das Bildniß dieses Königs der Schrecken ausmalt.

The other ſhape,
If ſhape it might be call'd, that ſhape had none
Diſtinguiſhable, in member, joint, or limb;
Or ſubſtance might be call'd that ſhadow ſeem'd,

For each ſeem'd either; black he ſtood as
night;
Fierce as ten furies; terrible as hell;
And ſhook a deadly dart. What ſeem'd
his head,
The likeneſs of a kingly crown had on.

Die andre Geſtalt ſtund,
Wenn es Geſtalt noch war, was keine hatte;
woran man
Nichts gewiſſes entdeckte, von Theilen, Gelenken und Gliedern;
Und wenn Weſen das hieß, was einem Schatten nur gleich war;
Beydes ſchien es indeß; ſtund ſchwarz wie die
Nacht da; ſo grimmig
Wie zehn Furien; ſchrecklicher noch als die
Hölle. So ſchwang es
Einen drohenden Pfeil; und was ſein fürchterlich Haupt ſchien,
War mit der Schattengeſtalt von einer Krone
gezieret.

Zachariä Ueberſetzung.

In dieſer Beſchreibung iſt alles im höchſten Grade dunkel, ungewiß, verworren, ſchrecklich und erhaben zugleich.

Vierter Abschnitt.

Von dem Unterschiede zwischen Klarheit und Dunkelheit in Ansehung der Leidenschaft.

Etwas anders ist es, eine Idee klar, und etwas anders, sie für die Imagination eindringend machen. Wenn ich einen Pallast, einen Tempel, oder eine Landschaft abzeichne: so gebe ich sehr klare Begriffe von diesen Gegenständen. Aber dieß mein Gemälde (die Wirkung der Nachahmung hinzu gerechnet,) kann aufs höchste nur eben den Eindruck machen, den der wirkliche Pallast, der Tempel, die Landschaft in der Natur selbst würden gemacht haben. Eine Beschreibung durch Worte hingegen, so lebhaft und so malerisch sie immer seyn möchte, würde nur eine sehr dunkle und unvollkommene Idee dieser Gegenstände erregen: und doch wäre es möglich, durch diese Beschreibung einen stärkern Eindruck hervor zu bringen, als durch jenes Gemälde. Diese beständige Erfahrung beweist, daß das eigenthümliche Mittel, geistige Veränderungen und Eindrücke von einem Menschen zum andern fort zu pflanzen, die Worte sind; daß alle andere Arten der Mittheilung hinter dieser zurückbleiben; daß die Klarheit der Bilder so wenig zur Stärke der Leidenschaften nöthig ist, daß

diese vielmehr ganz augenscheinlich ohne irgend ein deutliches Bild des Vorwurfs, durch bloße Töne die zu der Absicht geschickt sind, in Bewegung gebracht werden können; wovon wir einen ganz klaren Beweis in den zugestandnen und mächtigen Wirkungen der Instrumentalmusik haben. In der That trägt eine große Deutlichkeit nur wenig dazu bey, die Leidenschaften zu erregen, da sie auf gewisse Weise eine Feindinn alles Enthusiasmus ist.

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung derselben Materie.

Es sind zwey Verse in Horazens Dichtkunst, die das Gegentheil dieser Meynung zu sagen scheinen; und bey denen ich mich um deswillen etwas aufhalten muß, sie zu erklären. Die Verse sind folgende:

Segnius irritant animos demissa per aures,
Quam quae sunt oculis subiecta fidelibus.

Hierauf gründet der Abt du Bos ein System von Kritik, in welchem er der Malerey, in Ansehung der Erregung von Leidenschaften, den Vorzug vor der Dichtkunst giebt; und zwar hauptsächlich wegen der größern Deutlichkeit ihrer Vorstellungen. Ich denke, dieser vortreffliche Richter wurde zu

diesem

diesem Irrthum, (wofern es anders ein Irrthum ist,) durch sein System verleitet, mit dem diese Meynung weit mehr als mit der Erfahrung übereinstimmt. Ich kenne viele Personen, die die Malerey sehr hoch schätzen und lieben, und deren Empfindungen bey den höchsten Meisterstücken dieser Kunst doch ziemlich kalt sind, in Vergleichung des Feuers, von welchem sie bey rührenden Stücken aus der Dichtkunst oder Beredsamkeit belebt werden können. Niemals habe ich bemerkt, daß auf die Leidenschaften der niedrigern Klassen des Volks, Gemälde viel Einfluß hätten. Es ist wahr, die besten Arten von Malerey sowohl als Poesie sind in dieser Sphäre nicht sehr bekannt, oder werden nicht verstanden. Aber es ist doch gewiß, daß ihre Leidenschaften durch einen fanatischen Prediger, oder die Ballade von Chevychase, oder **die Kinder im Walde**, oder durch andere solche kleine Gedichte, die unter Leuten von diesem Stande herum gehen, sehr stark erregt werden können. Ich weis keine Gemälde, weder schlechte noch gute, die eben diese Wirkung thäten. So demnach daß die Dichtkunst, aller ihrer Dunkelheit ungeachtet, doch sowohl eine weit allgemeinere, als eine weit stärkere Herrschaft über unsere Leidenschaften hat, als die Malerey. Und ich denke, es sind in unserer Natur Ursachen vorhanden,

warum

warum die dunkle Idee, wenn sie uns auf die gehörige Art beygebracht wird, rührender seyn muß, als die klare. Unsere Unwissenheit von den Dingen ist es, woraus alle unsere Bewunderung entsteht, und wodurch vornehmlich alle unsre Leidenschaften erregt werden. Kenntniß und Gewohnheit machen, daß die Dinge, welche den allerheftigsten Eindruck zu machen geschickt wären, uns nur wenig rühren. So verhält es sich mit dem gemeinen Manne, und bey Sachen, die man nicht versteht, ist jeder eben so viel als ein gemeiner Mann. Die Vorstellungen von Ewigkeit und Unendlichkeit gehören unter diejenigen, welche die Seele am meisten erschüttern: und doch verstehen wir im Grunde von keiner Sache so wenig als von Ewigkeit und Unendlichkeit. Wir finden nirgends eine erhabnere Beschreibung, als die eben erst gerühmte des Miltons, wo er das Bildniß des Satans mit einer Würde, die dem Gegenstande angemessen ist, schildert.

He above the rest
In shape and gesture proudly eminent
Stood like a tower: his form had yet not lost
All her original brightness, nor appear'd
Less than archangel ruin'd, & th' excess
Of glory obscur'd: as when the sun new ris'n

Looks

Looks through the horizontal misty air
Shorn of his beams; or from behind the moon
In dim eclipse disastrous twilight sheds
On half the nations; and with fear of change
Perplexes monarchs.

Er stund jetzt
Einem Thurm gleich, und ragete stolz an Muth und Betragen
Ueber die niedern hervor. Noch hatte seine Gestalt nicht
Ganz den ursprünglichen Schein verlohren, er schien nichts geringers
Als ein Erzengel, welcher gefallen; allein nur verfinstert
An der Herrlichkeit, die bey ihm sonst im Uebermaaß stralte.
So wie die Sonne, wofern sie verhüllt in Nebeln herauf steigt,
Ihrer Stralen beraubt, erscheint; und so wie sie oftmals
Hinter dem Monde in düsterer Nacht mit furchtbarem Schatten,
Unglück weissagend, die Völker erschreckt, und Monarchen in Sorgen
Wegen Staatsverändrungen setzt.

Zach. Uebers.

Hier

Hier ist ein wirklich edles Gemälde; und woraus besteht es? Aus dem Bilde eines Thurms, eines Erzengels, der unter Nebeln aufgehenden Sonne; aus einer Sonnenfinsterniß, aus dem Fall der Monarchen, und den Revolutionen der Königreiche. Die Seele wird durch eine Menge großer und mit Unordnung gehäufter Bilder ausser sich selbst gesetzt; die eben deswegen, weil sie gehäuft und verworren sind, größern Eindruck machen. Man trenne sie von einander, und sie verlieren viel von ihrer Größe; man vereinige sie zusammen, und sie verlieren ganz unstreitig ihre Deutlichkeit. Die Bilder, die von der Dichtkunst aufgestellt werden, sind beynahe alle von dieser dunkeln Gattung; obgleich überhaupt die Wirkungen der Dichtkunst auf keine Weise den Bildern, die sie in der Imagination erweckt, zugeschrieben werden können, welchen Punkt wir hernach weitläuftiger untersuchen werden. Die Malerey hingegen, kann bloß (das Vergnügen an der Nachahmung ausgenommen) vermittelst der Bilder einen Eindruck machen, die sie darstellt. Und doch trägt selbst in der Malerey eine mit Einsicht angebrachte Dunkelheit einiger Theile zu der Wirkung des Ganzen etwas bey; deswegen, weil die Bilder in einem Gemälde vollkommen so, wie die Dinge in der Natur wirken, und weil auch in dieser, dunkle verworrene

unge-

ungewisse Bilder eine größre Gewalt über die Phantasie haben, sie zu den heftigen Leidenschaften zu bringen, als die klaren und bestimmten. Aber wo und wann diese Bemerkung in der Ausübung angewandt werden kann, und wie weit sie ausgedehnt werden dürfe, das wird besser aus der Natur des Stoffs und den besondern Umständen als aus allgemeinen Regeln hergeleitet.

Ich weis wohl, daß dieser Begriff Widerspruch gefunden hat, und wahrscheinlicher Weise von vielen verworfen werden wird. Aber man bedenke nur, daß kaum irgend eine Sache die Seele durch ihre Größe rühren kann, wenn sie sich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert: und dieß kann kein Ding, dessen Gränzen wir wissen; aber die Gränzen eines Dinges wissen, ist eben so viel als es deutlich erkennen. Eine klare Idee ist also nur ein andrer Name für eine kleine Idee. Im Buche Hiob ist eine Stelle, die ausserordentlich erhaben ist, und diese Erhabenheit rührt größtentheils von der schreckensvollen Ungewißheit des beschriebenen Dinges her.

„Im Traume des Gesichts in der Nacht, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, da kam „mich Furcht und Zittern an, und alle meine Ge„beine erschracken. Und da der Geist vor mir „über gieng, stunden mir die Haare zu Berge „an meinem Leibe. Da stund ein Bild vor mei-

„nen

„nen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht,
„es war stille, und ich hörete eine Stimme: Wie
„mag ein Mensch gerechter seyn als Gott?„ Wir werden erstlich mit der äußersten Feyerlichkeit auf die Erscheinung vorbereitet; wir werden erschreckt, ehe wir auch nur die dunkle Ursache unsers Schreckens erfahren. Aber wenn nun diese Ursache des Schreckens endlich auftritt: was ist sie? Ist sie nicht, so verhüllt wie sie ist, in die Schatten ihrer eignen undurchdringlichen Dunkelheit, weit imponirender, weit schrecklicher, als die lebhafteste Beschreibung, und das klärste Gemälde sie möglicher Weise machen könnte? Wenn Maler es versucht haben, von diesen so phantasiereichen und fürchterlichen Ideen der Dichtkunst, klare und bestimmte Abbildungen zu geben: so dünkt mich, ist es ihnen beynahe allemal mislungen; so sehr mislungen, daß ich bey allen Gemälden von der Hölle, die ich noch gesehen habe, ungewiß gewesen bin, ob der Maler nicht die Absicht gehabt habe, etwas lächerliches hinein zu bringen. Verschiedene Maler haben Subjecte von dieser Art so behandelt, daß sie alle gräßliche Phantomen zusammen gebracht haben, die ihre Einbildungskraft ihnen nur darbieten wollte. Aber alle Zeichnungen, die mir z. E. von der Versuchung des H. Antonius zu Gesicht gekommen sind, waren mehr eine Art seltsamer wilder Grotesken, als irgend etwas,

fähig, eine ernsthafte Leidenschaft hervor zu bringen. Bey allen solchen Vorwürfen hat die Poesie einen großen Vorzug. Ihre Geister, ihre Chimären, ihre Harpyen, ihre allegorischen Figuren sind groß und machen Eindruck. Und obgleich das Bild des Gerüchts beym Virgil, und der Zwietracht beym Homer dunkel sind: so sind sie nichts desto weniger prächtig. In einem Gemälde würden diese Figuren deutlich genung seyn; aber ich fürchte, sie würden zugleich lächerlich werden.

Sechster Abschnitt.

Kraft.

Ausser den Dingen, welche unmittelbar die Vorstellung von Gefahr erregen, und ausser denen, welche aus körperlichen Ursachen eine ähnliche Wirkung thun, kenne ich nichts Erhabenes, das nicht in einer gewissen Art der Kraft bestünde. Und diese Art des Erhabnen entspringt eben so natürlich, wie die beyden andern, aus dem Schrecken, der gemeinschaftlichen Quelle von allem was Erhaben ist. Die Idee der Kraft scheint anfangs zu den gleichgültigen Ideen zu gehören, die nach Beschaffenheit der Umstände bald mit Vergnügen und bald mit Schmerz verbunden seyn können. Aber bey einer genauern Untersu-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

chung findet man, daß der Eindruck, den die Vorstellung einer großen Kraft auf uns macht, nichts weniger als diesen Charakter der Neutralität habe. Denn erstlich, müssen wir uns dessen wieder erinnern, daß, da der Schmerz in seinem höchsten Grade eine weit stärkere Empfindung ist, als der höchste Grad von Vergnügen, er dieses Uebergewicht auch in allen seinen übrigen Stuffen behalte. Daher kömmt es, daß, wo die Wahrscheinlichkeit zu einem gleichen Grade von Leiden und von Vergnügen, ungefähr gleich groß ist, der Gedanke an das Leiden allemal die Oberhand behält. Und in der That ist der Gedanke des Schmerzens, und noch weit mehr des Todes, von einer so großen Wirksamkeit auf die Seele, daß, so lange uns etwas gegenwärtig ist, dem wir auch nur die Kraft zuschreiben, uns eines von beyden zuzufügen, wir unmöglich ganz ohne Schrecken seyn können. Im Gegentheil wissen wir aus der Erfahrung, daß, um uns ein Vergnügen geniessen zu lassen, die Anwendung keiner großen Kraft nöthig sey; wir wissen sogar, daß die Anwendung derselben den Genuß größtentheils zerstöhren würde; weil das Vergnügen sich bey uns einstehlen, nicht uns aufgedrungen werden muß. Das Vergnügen ist allemal unsrer Begierde gemäß; und um deswillen wird es uns sehr oft von Dingen verschafft, deren Kraft weit unter der unsrigen ist. Schmerz aber, weil wir uns

diesen

diesen niemals freywillig gefallen lassen, kann nur von einer Kraft herrühren, die auf eine oder die andre Art der unsrigen überlegen ist. Stärke also, Gewaltthätigkeit, Schmerz und Schrecken, sind Vorstellungen, die zu gleicher Zeit in die Seele eindringen. Man sehe einen Menschen oder ein Thier von ausserordentlicher Stärke. Was ist der erste Eindruck, der vor allem Nachdenken bey diesem Anblicke entsteht? Ist es der, daß diese Stärke zu unserer Bequemlichkeit, zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Nutzen behülflich seyn könne? Nein, die erste Bewegung ist der Wunsch, daß sie nicht zu unserer Beraubung oder zu unserm Untergange möge angewandt werden.

Daß Kraft alle ihre Erhabenheit von dem Schrecken erhalte, mit dem sie gewöhnlicher Weise begleitet ist, sieht man deutlich aus den wenigen Fällen, wo es möglich ist, einen beträchtlichen Grad der Stärke von der Fähigkeit zu schaden abzusondern. Thut man dieses: so beraubt man die Sache alles ihres Erhabnen, und sie wird den Augenblick verächtlich. Ein Ochse ist ein ungeheuer starkes Thier, aber er ist ein zahmes unschuldiges Geschöpf, uns im höchsten Grade dienstbar, und nicht im geringsten gefährlich; und eben deswegen ist die Idee eines Ochsen nicht erhaben. Ein Stier ist auch stark; aber seine Stärke ist von

andrer Art; oft mörderisch, selten (wenigstens bey uns) zu unsern Arbeiten behülflich. Die Idee eines Stiers ist um deswillen eine große Idee, und findet oft in erhabnen Beschreibungen, und veredelnden Gleichnissen statt.

Wir wollen noch ein ander starkes Thier in diesem doppelten Lichte, dessen es fähig ist, betrachten. Das Pferd, als ein nützliches Thier, in so fern es für den Pflug, den Wagen, den Reuter gemacht ist, in jeder andern Betrachtung von Geschicklichkeit und Nutzen, hat nichts erhabnes. Aber dann macht es diesen Eindruck, wenn wir uns das Pferd vorstellen, „dessen Hals bekleidet „ist mit Domer, das stampft auf den Boden, „und freudig ist mit Kraft, und zeucht aus dem Ge„harnischten entgegen; das zittert und tobt, und „scharret in die Erde, und achtet nicht der Trom„meten Hall.„ In dieser Beschreibung verschwindet die Nutzbarkeit des Pferdes gänzlich; und sein Erhabnes tritt zugleich mit dem Schrecklichen desselben hervor. Wir haben beständig Thiere von einer beträchtlichen Stärke um uns; aber niemals gefährliche. Auch suchen wir nach dem Erhabnen niemals unter unsern Hausthieren. In dem dunkeln Walde und in der heulenden Wildniß stößt uns dieses auf, in der Gestalt des Löwen, des Tigers, des Panthers oder des Rhinoceros. So oft die Stärke bloß nützlich ist,

und sich entweder zu unserm Vortheile oder zu unserm Vergnügen äussert: so oft ist sie nicht erhaben. Was uns angenehm seyn soll, das muß nach unserm Willen wirken; aber um unserm Willen gemäß zu wirken, muß es uns unterworfen seyn; und kein Ding von dieser Art kann die Ursache einer großen und die Seele beherrschenden Vorstellung werden. Die Beschreibung des wilden Esels im Hiob, wird bloß dadurch erhaben, daß er als frey und den Menschen zum Streit auffordernd, vorgestellt wird: „Wer hat die Bande des wilden Esels aufgelöst? Dem ich das „Feld zum Hause gegeben habe, und die Wüste „zur Wohnung. Er verlachet das Gewimmel „der Stadt, das Pochen des Treibers hört er „nicht. Er schauet nach den Bergen, wo seine „Weide ist.„ — Die prächtige Beschreibung des Einhorns und des Leviathans in eben demselben Buche ist voll von ähnlichen erhöhenden Zügen. „Meynst du, das Einhorn werde dir dienen, und „werde bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm „ein Joch anknüpfen, dir Furchen zu machen? „Magst du dich auf dasselbe verlassen, daß es so stark „ist, und wirst es dir lassen arbeiten? — Kannst „du den Leviathan ziehen mit dem Hamen, und „seine Zunge mit einem Strick fassen? Meynest du, daß er einen Bund mit dir machen „werde, daß du ihn immer zum Knecht habest?

„Wenn du deine Hand an ihn legest, so gedenke, „daß es ein Streit sey, den du nicht ausführen „kannst.„ Kurz, wo wir nur immer Stärke finden, und in welchem Lichte wir sie nur immer betrachten: da werden wir allemal bemerken, daß das Erhabne im Gefolge der fürchterlichen, und Verachtung die Folge der dienstbaren und unschädlichen Stärke ist. Verschiedne Gattungen von Hunden haben in hohem Grade Behendigkeit und Stärke; und sie brauchen diese und andre schätzbare Eigenschaften, die sie besitzen, hauptsächlich zu unserm Dienste und Vergnügen. Der Hund ist in der That das geselligste, gutartigste, liebenswürdigste Geschöpf des ganzen Thierreichs. Aber Liebe gränzt weit näher an Verachtung, als man gemeiniglich glaubt; und ob wir also gleich den Hund liebkosen, so borgen wir doch von ihm das allerverächtlichste unserer Schimpfwörter. Jemanden einen Hund zu nennen, ist in allen Sprachen das Zeichen der äussersten Niederträchtigkeit und der größten Verachtung. Der Wolf hat nicht mehr Stärke, als verschiedene Hundsarten; aber seiner ungebändigten Wildheit wegen ist die Idee eines Wolfes nicht verächtlich, und ist weder von erhabnen Beschreibungen noch Vergleichungen ausgeschlossen. — Dieß ist der Eindruck, den physische Stärke macht. Die Gewalt im moralischen Verstande,

stande, die, welche durch Verträge und willkührliche Einrichtungen, Königen oder Befehlshabern zukömmt, hat eben die Verbindung mit dem Schrecken. In vielen Reichen wird der Souverain mit dem Titel von furchtbarer Majestät angeredet. Und man wird finden, daß junge Leute, die noch wenig mit der Welt bekannt, und niemals zu Personen von hohem Range gekommen sind, in ihrer Gegenwart eine solche schauervolle Ehrfurcht fühlen, die sie des Gebrauchs aller ihrer Fähigkeiten beraubt. „Wenn ich ausgieng zum Thor in der Stadt,„ sagt Hiob, „und mir ließ meinen Stuhl bereiten „in den Gassen: da sahen mich die Jungen, und „versteckten sich, und die Alten stunden vor mir „auf.„ In der That ist diese Schüchternheit bey dem Anblicke der Mächtigen so natürlich, und hängt so fest an der ursprünglichen Einrichtung unsrer Natur, daß nur wenige im Stande sind sie ganz zu überwinden; und dieses nur dann, wenn sie viel mit den Geschäfften der großen Welt umgegangen sind, und ihren natürlichen Empfindungen oft Gewalt angethan haben. Ich weis, daß einige Leute glauben, die Vorstellung der Macht sey mit keiner Furcht verbunden; daß sie so gar behaupten, der Gedanke an die Gottheit selbst sey ohne eine solche Bewegung. Ich vermied es mit Fleiß, bey dem Anfange meiner Betrachtungen über diese Materie, die Idee dieses großen und

furchtbaren Wesens als ein Beyspiel einer so unbeträchtlichen Sache anzuführen, ob sie sich mir gleich oft darbot, nicht als ein Einwurf gegen meine Meynung, sondern als ein starker Grund für dieselbe. Ich hoffe, daß ich das, was ich jetzt sagen will, ohne Vermessenheit werde sagen können, ob es gleich fast jedem Sterblichen unmöglich ist, mit vollkommner Genauigkeit von Gott zu reden. Ich sage also, daß, wenn wir die Gottheit betrachten, bloß in so fern sie ein Gegenstand für den reinen Verstand ist; in so fern die Vorstellung von ihr aus den Ideen von Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, alle in einem Grade genommen, der die Gränzen unsers Verstandes weit übersteigt, zusammengesetzt ist; daß, wenn wir die Gottheit auf diese abstrakte und bloß geistige Art betrachten, unsre Einbildungskraft und unsre Leidenschaften wenig oder gar nicht gerührt werden. Aber weil wir durch die Beschaffenheit unsrer Natur genöthigt sind, zu diesen reinen Verstandsideen durch sinnlichere Vorstellungen hinauf zu steigen, und von diesen unsichtbaren Eigenschaften des göttlichen Wesens, durch ihre sichtbaren Wirkungen und Aeusserungen zu urtheilen: so wird es uns äusserst schwer, unsern Begriff der Ursache ganz von den Wirkungen abzuscheiden, durch welche wir zu der Kenntniß jener sind geleitet worden. So also

entsteht,

entsteht, wenn wir die Gottheit betrachten, durch die Vermischung seiner Wirkungen mit seinen Eigenschaften, die sich immer beyde zugleich der Seele darstellen, eine Art von sinnlichem Bilde; und dadurch werden diese Eigenschaften fähig, unsre Einbildungskraft zu rühren. Ob nun gleich in unserm deutlichen Begriffe von der Gottheit vielleicht keine seiner Eigenschaften die Oberhand hat: so ist doch in unsrer Imagination seine Macht bey weitem die lebhafteste und rührendste. Um von seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit, seiner Güte überzeugt zu werden, ist einiges Nachdenken, einiges Vergleichen nöthig: aber um seine Macht zu empfinden, dürfen wir nur die Augen öffnen. Indem wir uns einen so unermeßlichen Gegenstand als die Welt ist, gleichsam in der Hand einer allmächtigen Kraft, und mit der Allgegenwart von allen Seiten erfüllt, vorstellen: so sinken wir in die Ohnmacht und Kleinheit unsers eignen Wesens zusammen, und werden auf gewisse Weise vor ihm vernichtet. — Und obgleich die Betrachtung seiner übrigen Eigenschaften unsre Zaghaftigkeit in gewisser Maaße wieder ermuntert, und unsre Schwachheit aufrichtet: so kann doch alle Ueberzeugung von der Gerechtigkeit, mit welcher diese Macht ausgeübt, und der Güte, mit welcher sie gemildert wird, uns nicht ganz von dem Schrecken befreyen, welchen na-

türlicher Weise eine Gewalt, der nichts widerstehen kann, erregt hatte. Wenn wir uns freuen, so freuen wir uns mit Zittern. Und selbst, wenn wir Wohlthaten erhalten, so können wir nicht umhin, vor einer Macht zu schaudern, die uns Wohlthaten von solcher Wichtigkeit zu erweisen im Stande ist. Wenn David die Wunder der Macht und Weisheit betrachtet, die sich in dem Bau und der Einrichtung des Menschen zeigen: so wird er von einer Art von heiligem Schauer ergriffen; er ruft aus: „Fürchterlich „und wunderbar bin ich gemacht.„ Ein heidnischer Dichter hat einen ähnlichen Gedanken. Horaz sieht es als den Gipfel des philosophischen Heldenmuths an, das unermeßliche und majestätische Gebäude der Welt, ohne Schrecken und ohne Erschüttern anzusehen.

Hunc ſolem & ſtellas, & decedentia certis
Tempora momentis, ſunt qui formidine nulla
Imbuti ſpectent.

Lucretius ist kein Dichter, der eines abergläubischen Schreckens wegen verdächtig seyn könnte; und doch, wenn er sich vorstellt, wie das ganze große Spiel der Natur vor dem Stifter seiner Secte aufgedeckt liege: so zieht sich über seine Entzückung bey diesem prächtigen Anblicke, den er mit den lebhaftesten und kühnsten Farben der

Poesie

Poesie schildert, ein Schatten von geheimem Schrecken und einem stillen Schauer.

His tibi me rebus quaedam diuina voluptas
Percipit, atque horror, quod ſic natura tua vi
Tam manifeſta patet ex omni parte retecta.

Aber die heilige Schrift allein kann uns Vorstellungen an die Hand geben, die der Majestät dieses Gegenstandes angemessen sind. Allenthalben, wo Gott in der heiligen Schrift als erscheinend oder redend vorgestellt wird: da wird auch jedes schreckliche Ding in der ganzen Natur herbey gerufen, das Ehrfurchtsvolle und Feyerliche seiner göttlichen Gegenwart zu erhöhn. Die Psalmen und die prophetischen Bücher sind voll von Beyspielen dieser Art. — „Die Erde er„zitterte,„ sagt der Psalmist, „auch die Him„mel ließen sich herab vor der Gegenwart des „Herrn.„ — Und welches merkwürdig ist, das Gemälde bekömmt diesen Charakter nicht bloß, wenn Gott vorgestellt wird, wie er herab kömmt, um Rache an den Gottlosen zu nehmen; sondern auch, wenn er die ganze Fülle seiner Macht zu Handlungen der Wohlthätigkeit gegen die Menschen anwendet. „Zittre du Erde vor der Ge„genwart des Herrn, und vor der Gegenwart „des Gottes Jakob, der den Fels verwandelt in „stehendes Wasser, die Kieselsteine in eine Brunn„quelle.

„quelle.„ — Die Stellen der heiligen und weltlichen Schriftsteller sind unzählbar, die diese allgemeine Empfindung des menschlichen Geschlechts, daß mit dem Begriffe der Gottheit ein heiliges und ehrfurchtsvolles Schrecken verbunden sey, bestätigen. Daher dieser gemeine Grundsatz, daß die Furcht die ersten Götter gemacht habe:

Primus in orbe deos fecit timor.

Dieser Grundsatz, in so fern er den historischen Ursprung der Religion anzeigen soll, kann falsch seyn; und ich glaube, er ist es wirklich. Der, welcher ihn machte, bemerkte die Unzertrennlichkeit dieser beyden Vorstellungen, ohne zu bedenken, daß der Begriff von einer großen Macht schon da seyn müsse, wenn das Schrecken vor derselben entstehen solle. Aber so bald auch dieser Begriff vorhanden ist: so folgt die Furcht nothwendig. Aus diesem Grunde hat die wahre Gottseligkeit eine so große Mischung von heilsamer Furcht, und muß solche haben. Ehe die christliche Religion die Idee der Gottheit, so zu sagen, menschlicher gemacht, und sie uns etwas näher gebracht hatte: wurde sehr wenig von der Liebe Gottes geredet. Die Nachfolger des Plato haben etwas davon, aber auch nur etwas; die übrigen Schriftsteller des heidnischen Alterthums, sowohl Philosophen als Dichter, haben gar nichts. Und wenn man bedenket, durch welche sorgfältige

Bemü=

Bemühung, durch welche Geringschätzung jedes vergänglichen Gutes, durch was für lange Uebungen von Andacht und Frömmigkeit es nur allein dem Menschen möglich ist, zu einer völligen Liebe und Ergebung gegen die Gottheit zu gelangen: so wird man einsehen, daß dieß nicht die erste, die natürlichste, und die stärkste Wirkung sey, die aus der Vorstellung derselben entstehe. So haben wir also die **Kraft** durch ihre verschiednen Stuffen bis zu der höchsten von allen verfolgt, wo unsre Einbildungskraft sich verliert; und auf diesem ganzen Wege finden wir ihr allemal das Schrecken zur Seiten, und sehen es mit ihr, so weit wir ihr nachfolgen können, zugleich wachsen. Da nun Kraft ganz unstreitig eine Hauptquelle des Erhabnen ist: so zeigt dieß augenscheinlich, woher der Eindruck des Erhabnen entstehe, und unter welche Gattung der Ideen dasselbe gehöre.

Siebenter Abschnitt.

Privation.

Alle gänzliche Privationen sind groß, weil sie alle schrecklich sind, Leere, Finsterniß, Einsamkeit, Stillschweigen. Mit welchem Feuer der Einbildungskraft, und doch zugleich mit welcher strengen Richtigkeit, hat Virgil diese

Umstände

Umstände da gehäuft, wo er wußte, daß alle Bilder einer furchtbaren Würde vereinigt seyn sollen, bey dem Eingange der Hölle. Hier scheint er, bevor er die Geheimnisse der großen Tiefe aufschließt, von einem religiösen Schauer ergriffen zu werden, und vor der Kühnheit seines eignen Unternehmens zurück zu beben.

Di, quibus imperium est animarum, vmbraeque *silentes!*
Et Chaos & Phlegethon! loca *nocte silentia* late!
Sit mihi fas audita loqui! sit numine vestro
Pandere res alta terra & *caligine* mersas!
Ibant *obscuri sola* sub *nocte*, per *vmbras*,
Perque domos Ditis *vacuas* & *inania* regna.

„Ihr Götter, denen die Geister, und schweigen„de Schatten gehorchen. O Chaos und Phle„gethon, die ihr weit umher das nächtlich schwei„gende Gebieth beherrscht: vergönnt mir zu „reden, was ich gehört habe. Zürnet nicht, „wenn ich die Dinge ans Licht bringe, die in „ihrem tiefsten Abgrunde, die Erde und Finster„niß deckt. Verhüllt in Dunkelheit giengen sie „einher, in der einsamen Nacht, unter furchtba„ren Schatten; giengen durch die leeren Pallä„ste des Pluto, und seine weiten unbewohnten „Staaten.„

Achter

Achter Abschnitt.

Größe der Ausdehnung.

Die Größe der Dimensionen ist eine andre sichere Quelle des Erhabnen. Die Sache ist zu augenscheinlich, und die Bemerkung derselben zu gemein, als daß sie noch einige Erläuterung bedürfte. Aber das ist nicht eben so gemein, die Art der Dimension zu untersuchen, deren Größe den stärksten Eindruck machet. Denn so viel ist ausgemacht, daß eben dasselbe Maaß körperlicher Größe, in der einen Lage und von der einen Seite betrachtet, eine weit größre Wirkung hervor bringe, als in einer andern Lage und von einer andern Seite. Ausdehnung begreift Länge, Höhe, und Tiefe unter sich. Unter diesen thut die Länge die kleinste Wirkung. Hundert Ellen auf ebnem Boden werden bey weitem nicht so viel Eindruck machen, als ein hundert Ellen hoher Thurm, Fels, oder Berg. Ich glaube ferner, daß die Höhe weniger groß scheint als die Tiefe; und daß wir stärker gerührt werden, wenn wir in einen Abgrund hinab, als wenn wir an einer gleichgroßen Höhe hinauf sehen. Eine lothrechte Fläche hat mehr Kraft Erhabenheit zu wirken, als eine schiefliegende, und der Eindruck, den eine rauhe unebne Oberfläche macht, ist stärker als der von einer

glatten

glatten und polirten. Es würde uns von unserm Wege abführen, wenn wir den Ursachen aller dieser Erscheinungen nachforschen wollten, ob sie gleich ein weites und fruchtbares Feld für die Spekulation darbieten. So viel aber dürfen wir doch zu diesen Anmerkungen über die Größe noch hinzu setzen, daß das äusserst kleine in gewisser Maaße eben sowohl erhaben sey, als das ausnehmend große. Wenn wir auf die unendliche Theilbarkeit der Materie Acht geben, wenn wir das animalische Leben bis in diese unbegreiflich kleine und doch noch organisirte Atome verfolgen, die dem schärfsten Auge entgehen; wenn wir mit unsern Nachforschungen noch weiter hinab steigen, und die Möglichkeit noch um viele Grade kleinerer Thiere, und die ohne Ende abnehmende Stuffenleiter des Daseyns bedenken, bey welcher sich die Einbildungskraft eben sowohl als die Sinne verlieren: so erstaunen wir über diese Wunder von Kleinheit; wir können den Eindruck dieses äusserst kleinen von dem Eindruck des großen nicht unterscheiden. Das Theilen muß eben so unendlich seyn als das Vermehren, indem man zu der Idee einer absoluten Einheit eben so wenig, als zu der Idee eines vollständigen Ganzen, zu welchem sich nichts mehr hinzu setzen liesse, gelangen kann.

Neun=

Neunter Abschnitt.

Unendlichkeit.

Die Unendlichkeit ist eine neue Quelle des Erhabenen, wofern sie nicht vielmehr mit der Größe zu einerley Klasse gehört. Das Unendliche erfüllt die Seele mit derjenigen Art angenehmen Schreckens, welche die eigne Wirkung, und das sicherste Merkmal des Erhabnen ist. Unter den Gegenständen der Sinne wird es schwerlich ein wirklich Unendliches geben. Aber solche giebt es, die unendlich scheinen, weil das Auge ihre Gränzen nicht absehen kann; und diese machen eben den Eindruck, als wären sie wirklich ohne Gränzen. Auf gleiche Art werden wir getäuscht, wenn die Theile irgend eines großen Gegenstandes, in einer so unbestimmten Zahl auf einander folgen, daß die Einbildungskraft durch nichts aufgehalten wird, diese Reyhe noch weiter fort zu setzen. Wenn einerley Vorstellung oft hintereinander ist wiederholt worden: so wird die Seele durch eine Art mechanischer Bewegung veranlaßt, sie noch eine geraume Zeit nachher zu wiederholen, wenn schon die anfängliche Ursache aufgehört hat zu wirken. Wenn wir uns im Kreise herum drehen, und dann niedersetzen, so gehet alles noch eine Zeitlang mit uns herum. Nach einer langen Dauer oder Folge einförmi-

ger Töne, dergleichen ein Wasserfall, oder die Schläge eines Schmiedehammers verursachen, rauscht das Wasser, und schlägt der Hammer noch lange in unsrer Imagination fort, nachdem schon längst das Geräusch dieser Dinge selbst aufgehört hat; und diese Empfindung wird sich nur nach und nach in unmerklichen Stuffen verlieren. Wenn man an einer hohen Stange, mit dem Auge gegen die Spitze derselben gerichtet, hinan sieht: so scheint sie von unglaublicher Länge zu seyn. Man mache an dieser Stange eine Anzahl gleichförmiger, und gleich weit von einander abstehender Merkmale: und vermöge einer ähnlichen Art von Täuschung werden diese Merkmale ohne Ende fortzugehn scheinen. Die sinnlichen Werkzeuge, wenn sie einmal in eine starke Bewegung von gewisser Art sind gesetzt worden, können nicht sogleich wieder in Ruhe kommen, oder den Eindruck andrer Dinge annehmen: sie fahren in ihrer ersten Bewegung so lange fort, bis der Eindruck der bewegenden Ursache verlöscht. Dieß ist der Grund von einer bey Wahnwitzigen sehr gemeinen Erscheinung, daß sie Tage und Nächte, zuweilen ganze Jahre mit der beständigen Wiederholung derselben Sentenz, einerley Klagen, oder einerley Liedes zubringen. Diese Dinge hatten, zu der Zeit, da sie in Wahnwitz verfielen, einen gewaltsamen Eindruck auf ihre zerrüttete Einbildungskraft gemacht;

jede

jede nachmalige Wiederholung verstärkte die Idee derselben: und der Ungestüm ihrer Lebensgeister, der durch die Herrschaft der Vernunft nicht gemäßigt wird, erhält sie bis an das Ende ihres Lebens in ihrer ersten Stärke.

Zehenter Abschnitt.

Einförmigkeit und Succeßion.

Succeßion und Einförmigkeit der Theile ist das, woraus das künstlich unendliche besteht. 1. Succeßion. Die Theile müssen so lange und in einer solchen Richtung fortgehn, daß der Eindruck auf den Sinn oft genung wiederholt werde, um die Imagination zu veranlassen, sie sich noch über ihre wirklichen Gränzen hinaus fortgesetzt zu denken. 2. Einförmigkeit, weil, wenn die Gestalten der Theile sich ändern, die Imagination bey jedem Uebergange, so zu sagen, aufgehalten wird. Jede Abwechselung macht das Ende einer Vorstellung und den Anfang einer neuen aus; und dadurch wird es unmöglich, sich diese Reyhe als ununterbrochen fortgehend vorzustellen, welches allein begränzten Dingen den Schein von Unendlichkeit geben kann. In dieser Art von künstlicher Unendlichkeit haben wir, glaube ich, die Ursache zu suchen, warum eine Rotunde einen so edlen Anblick giebt. In einer

Rotunde nämlich, sie mag in Gebäuden oder in der Gärtnerey vorkommen, läßt sich nirgends eine Gränze bestimmen. Man kehre sich nach welcher Seite man will: so scheint derselbe Gegenstand fort zu gehn, und die Einbildungskraft findet nirgends einen Ruhepunkt. Aber, um dieser Form ihre volle Wirkung zu geben, müssen die Theile nicht bloß kreisförmig gestellt, sondern auch unter einander ähnlich seyn. Denn jede Verschiedenheit in der Zusammensetzung, oder der Figur, oder selbst in der Farbe der Theile, ist der Idee von Unendlichkeit hinderlich; weil bey jeder Abwechselung, gleichsam eine neue Reyhe von Ideen anfängt, und also der Fortgang gehemmt und unterbrochen wird. Aus eben diesen Ursachen der Succeßion und der Einförmigkeit, wird man das Große in dem Anblicke der heidnischen Tempel leicht erklären können, die größtentheils in einer länglichten Form gebaut waren, und auf jeder Seite eine Reyhe gleichförmiger Säulen hatten. Aus eben diesem Grunde thun die langen Gänge in vielen unsrer Kathedralkirchen so große Wirkung.

Ich halte die Figur des Kreuzes, in der einige neue Kirchen gebaut sind, für weit schlechter als das Viereck der Alten. Wenigstens giebt sie von aussen einen nicht so großen Anblick. Denn gesetzt, die Aerme dieses Kreuzes sind einander

gleich:

gleich: so wird, wenn man einer von den Seitenwänden gegen über steht, nicht nur keine Täuschung, die den Anblick des Gebäudes noch länger machte, vorgehen, sondern es wird auch ein beträchtlicher Theil (zwey Drittheile) seiner wirklichen Länge dem Gesicht entzogen werden. Und weil die Aerme des Kreuzes eine neue Richtung anfangen, und mit dem Stamme rechte Winkel machen: so machen sie der Einbildungskraft durchaus die Fortschreitung unmöglich, indem sie sie von der Wiederholung der vorigen Idee gänzlich abziehen. Gesetzt, der Zuschauer stehe an einem Orte, wo er das ganze Gebäude übersehen könne, was wird alsdann die Folge seyn? nothwendiger Weise diese, daß ein guter Theil von jedem Schenkel der Winkel, die durch das Zusammenstoßen der Aerme formirt werden, verlohren geht, und daß das Ganze also ein zerstücktes unzusammenhängendes Ansehen bekömmt; daß die Lichter sehr ungleich, hier stark und dort schwach seyn müssen, ohne den stuffenweisen Uebergang, der an Theilen, die in geraden Linien ununterbrochen fortgehen, durch die Gesetze der Perspectiv hervor gebracht wird. Einige, oder alle von diesen Fehlern werden sich an jeder Art von Kreuz, und aus welchem Gesichtspunkte man es auch ansieht, finden lassen. Ich habe das griechische Kreuz zum Beyspiele genommen, weil bey ihm

diese Fehler am merklichsten sind; aber sie sind bis auf einen gewissen Grad in jeder Art des Kreuzes sichtbar. In der That ist nichts dem Großen in Gebäuden mehr hinderlich, als eine Menge von Winkeln; ein Fehler, der bey sehr vielen Gebäuden vorkömmt, und der aus einer zu großen Begierde nach Mannichfaltigkeit herrührt. Wo diese Neigung die Oberhand hat, da läßt sie wenig von einem wahren Geschmacke übrig.

Eilfter Abschnitt.

Größe der Dimensionen in Gebäuden.

Wenn ein Gebäude erhaben seyn soll, so muß es nothwendig von großem Umfange seyn: denn bey wenigen und kleinen Theilen kann die Imagination sich zu keiner Vorstellung von Unendlichkeit erheben. Das Edle in der Manier kann auf keine Weise den Mangel einer hinlänglichen Größe ersetzen. Es ist nicht zu befürchten, daß diese Regel zu ungeheuren und ausschweifenden Entwürfen verführe; sie schließt schon ihre eigne Einschränkung in sich. Eine zu große Länge zerstöhrt eben diese Größe des ganzen Gebäuges, die sie zu befördern bestimmt war. Vermöge der Perspectiv wird die Höhe um so viel verkleinert, als die Länge zunimmt. Das Gebäude

bäude wird hinten in einen einzigen Punkt zusammen zu laufen scheinen, und die ganze Figur wird in eine Art von Dreyeck verwandelt werden, die armseligste unter allen Figuren, in Absicht ihrer Wirkung aufs Auge. Ich habe fast immer gemerkt, daß ein Säulengang oder eine Allee von mäßiger Länge, ohne Vergleich größer scheint, als die, welche man bis zu einer sehr weiten Ferne fortgeführt hat. Ein wahrer Künstler muß die Zuschauer bey einer edlen Einfalt zu täuschen wissen; er muß den größten Eindruck durch einfache Mittel erhalten. Entwürfe, die bloß durch ihre Länge und Breite groß werden, sind allemal Zeichen einer gemeinen und niedrigen Einbildungskraft. Kein Werk der Kunst kann groß seyn, als durch Täuschung. Es auf andre Art zu seyn, ist das Vorrecht der Natur. Ein gutes Auge wird das Mittel zwischen einer ausschweifenden Länge oder Höhe, (denn an beyden lassen sich dieselben Fehler begehen,) und zwischen einer abgebrochnen und verstümmelten zu finden wissen. Und vielleicht könnte man dieses Mittel mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen, wenn es meine Absicht wäre, mich in das besondere irgend einer Kunst tief einzulassen.

Zwölfter Abschnitt.

Unendlichkeit bey ergötzenden Gegenständen.

Unendlichkeit, obgleich von einer andern Art, hat eben so viel Antheil an der Lust, die ergötzende, als an der Bewunderung, die erhabne Gegenstände bey uns erregen. Der Frühling ist die schönste unter den Jahreszeiten. Die Jugend der meisten Thiere, ob sie uns gleich noch keine völlig ausgebildete Gestalt zeigt, macht demohnerachtet einen angenehmern Eindruck, als das reife Alter. Die Einbildungskraft wird nämlich, im ersten Falle, durch die Hoffnung von noch etwas künftigem unterhalten, und bleibt nicht bloß bey dem stehen, was jetzt in der Sache sichtbar ist. In unausgeführten Zeichnungen habe ich oft etwas gefunden, was mir weit mehr gefiel, als die sorgfältigste Ausarbeitung; und dieß kömmt, glaube ich, von eben der Ursache, die ich jetzt angezeigt habe.

Dreyzehnter Abschnitt.

Schwierigkeit.

Eine andre Quelle von Größe ist Schwierigkeit. So oft ein Werk ausnehmend viel Kraft oder Arbeit scheint erfordert zu haben: so

ist

ist die Idee desselben groß. Stonehenge *) ist weder durch seine Anordnung, noch durch seine Verzierungen, bewundernswürdig. Aber diese ungeheuren rohen Massen von Steinen, die auf einander aufgethürmt sind, führen die Seele auf die unermeßliche Gewalt, die zu einem solchen Werke angewandt werden mußte. Selbst das Rauhe, Wilde des Werks vermehrt diesen Eindruck von Hoheit, weil es allen Gedanken von Kunst und künstlichen Methoden die Sache zu Stande zu bringen ausschließt. Denn Geschicklichkeit bringt einen ganz andern Eindruck hervor, der sich von diesem deutlich genung unterscheiden läßt.

Vierzehnter Abschnitt.

Pracht.

Pracht, ist ebenfalls eine Quelle des Erhabenen. Ein Ueberfluß von Dingen, die einen großen Glanz oder Werth haben, ist prächtig. Der gestirnte Himmel, so oft wir ihn auch gesehen haben, erregt doch immer noch eine Vorstellung von Hoheit. Die Ursache davon sind nicht die Sterne selbst einzeln betrachtet. Ihre Anzahl ist es. Die anscheinende Unordnung vermehrt noch die Erhabenheit: denn jeder

*) Ruinen von einem Druidentempel in Wiltschire in England.

Schein der Sorgfalt schadet der Pracht. Ueberdieß macht es uns diese scheinbare Unordnung unmöglich, sie zu zählen; dieß giebt ihnen eine Art von Unendlichkeit. In Werken der Kunst muß diese Größe, die von der Menge herkömmt, mit vieler Behutsamkeit angebracht werden. Denn ein Ueberfluß von lauter vortrefflichen Sachen ist gar nicht, oder sehr schwer zu erhalten. Und überdieß würde in vielen Fällen diese prächtige Unordnung das Nützliche der Sache zerstöhren, auf welches man bey den meisten Werken der Kunst am sorgfältigsten zu sehen hat. Endlich ist auch noch dieß in Betrachtung zu ziehen, daß, gelingt es uns nicht, durch diese Unordnung den Schein von Unendlichkeit hervor zu bringen, wir bloß Unordnung ohne Pracht haben. Es giebt demohnerachtet eine Art Feuerwerke, und einige andre Dinge, die durch dieses Mittel sich gut ausnehmen, und wirklich erhaben werden. Auch viele Beschreibungen in den Dichtern und Rednern haben ihre Erhabenheit dem Reichthum, und einem verschwenderischen Ueberflusse von Bildern zu danken, von denen die Seele dergestalt übermannt wird, daß sie auf die genaue Uebereinstimmung und Richtigkeit der Vergleichungen, die in jedem andern Falle gefordert wird, nicht mehr aufmerksam seyn kann. Ich erinnere mich jetzt keines mehr in die Augen fallenden Beyspiels

spiels davon, als der Beschreibung, die Schakspear, in Heinrich dem 4ten, von des Königs Armee macht.

All furnish'd, all in arms,
All plum'd like ostriches that with the wind
Baited, like eagles having lately bathed:
As full of spirit as the month of May;
And gorgeous as the sun in Midsummer,
Wanton as youthfull goats, wild as young bulls.
I saw young Harry with his beaver on
Rise from tho ground like feather'd Mercury
And vaulted with such ease into his seat,
As if an angel dropped from the clouds
To turn and wind a fury Pegasus.

„Alle gerüstet, alle in den Waffen, alle mit Federn geschmückt, gleich Straußen die mit dem „Winde kämpfen, oder gleich Adlern die jüngst „aus dem Bade kommen; so voll von Leben und „Geist, als der Monath May, so stolz und „brennend als die Sonne in der Mitte des „Sommers, muthwillig wie junge Ziegen, „wild und ungestüm wie junge Stiere. Ich „sahe den jungen Heinrich, seinen Hut auf dem „Haupte, sich vom Boden gleich dem geflügelten Merkur erheben, sich sanft und leicht „in seinen Sattel schwingen, als wenn ein „Engel

„Engel von den Wolken sich herab liesse, einen „feurigen Pegasus zu bändigen.„

In dem Buche Sirach, diesem vortrefflichen Buche, das wegen der Lebhaftigkeit seiner Beschreibungen eben so merkwürdig ist, als wegen der Gründlichkeit und des Scharfsinns seiner Maximen, ist eine erhabne Lobrede auf den Hohenpriester Simon den Sohn des Onias; und es ist ein sehr gutes Beyspiel von der Sache, wovon wir handeln:

„Wenn er aus dem Vorhang hervor gieng: „so leuchtete er, wie der Morgenstern durch die „Wolken; wie der volle Mond, wie die Sonne „scheinet auf den Tempel des Höchsten; wie der „Regenbogen mit seinen schönen Farben; wie „eine schöne Rose im Lenzen, wie eine Lilie im „Wasser, wie der Weyhrauchbaum im Lenzen; „wie ein entzündeter Weyhrauch im Räuchfaß; „wie ein gülden Gefäß mit allerley Edelgesteinen „geziert; wie ein fruchtbarer Oelbaum, und wie „der höchste Cypressenbaum. Wenn er den schö„nen langen Rock anlegte, und den ganzen „Schmuck anzog, und zum heiligen Altar trat: „so zierte er das ganze Heiligthum umher. „Wenn er aber aus der Priester Hände die „Opferstücke nahm, und bey dem Feuer stund, „so auf dem Altar brannte: so stunden seine

„Brüder

„Brüder rings um ihn her, wie die Cedern auf „dem Libanon gepflanzt, und umringten ihn wie „Palmzweige; und alle Kinder Aaron in ihrem „Schmuck, und hatten des Herrn Opfer in ih„ren Händen vor der ganzen Gemeinde Israel „u. s. w.„

Funfzehnter Abschnitt.

Licht.

Nach der Betrachtung der körperlichen Größe, in Absicht auf Erhabenheit, folgt zunächst die Betrachtung der **Farbe**. Alle Farben beruhen auf dem **Lichte**. Und also muß erstlich die Wirkung des Lichts, und des ihm Entgegenstehenden, der Finsterniß untersucht werden. Wenn **Licht** das Erhabne hervor bringen soll, so muß es mit besondern Umständen begleitet seyn: denn an sich hat es keine andre Wirkung, als die Dinge sichtbar zu machen. Bloßes Licht ist etwas zu gemeines, um einen großen Eindruck auf die Seele zu machen; und ohne einen großen Eindruck kann nichts erhaben seyn. Aber ein solches, wie das Sonnenlicht, erregt, wenn es unmittelbar auf das Auge wirket, eine wirklich große Idee, weil es die Stärke des sinnlichen Werkzeugs überwältigt. Ein Licht von mindrer Stärke, das sich aber mit großer Geschwindigkeit bewegt, hat dieselbe

selbe Kraft. Der Bliz hat gewiß etwas Erhabenes, welches bloß von seiner ausnehmenden Schnelligkeit herkömmt. Ein plözlicher Uebergang von Licht zur Finsterniß, oder von Finsterniß zum Lichte, thut eine noch größre Wirkung. Ueberhaupt aber ist Dunkelheit weit mehr fähig, erhabne Ideen zu erwecken, als Licht. Der große englische Dichter war davon überzeugt; und in der That war er von dieser Idee so durchdrungen, und kannte die Kraft einer wohlangebrachten Dunkelheit so wohl, daß um die Erscheinung der Gottheit zu beschreiben, er mitten unter einen Ueberfluß der prächtigsten Bilder, die ihm von der Größe seines Gegenstandes eingegeben wurden, die Dunkelheit mit sezt, die dieses Unbegreiflichste aller Wesen umgiebt.

—With the majesty of darkneſs round
Circles his throne.

„Ein majestätisches Dunkel hieng rings um
„seinen Thron.„

Ja, was noch merkwürdiger ist: so weis unser Dichter diese Idee zu erhalten, selbst wo er sich am weitesten von ihr zu entfernen scheint; ich meyne, wenn er das Licht und die Herrlichkeit beschreibt, die von seinem göttlichen Antlitze ausfließt; ein Licht, das durch sein Uebermaaß selbst

selbst in eine Art von Finsterniß verwandelt wird.

Dark with excessive light thy skirts appear.

„Dunkel von überschwenglichem Licht scheint
„deines Kleides Saum.„

Diese Idee ist nicht nur dichterisch schön, sondern sie ist auch philosophisch und im genauesten Verstande wahr. Das höchste Licht verdunkelt, indem es die Werkzeuge des Sehens schwächt, und ist also in seinen Wirkungen der Finsterniß ähnlich. Wenn man eine Zeitlang in die Sonne sieht: so bleiben davon schwarze Flecken vor den Augen zurück. So kommen diese zwey einander äusserst entgegen gesetzten Vorstellungen, in ihren höchsten Graden, wieder zusammen, und vereinigen sich, ungeachtet ihrer unähnlichen Natur, das Erhabne hervor zu bringen. Und dieß ist nicht der einzige Fall, wo die beyden Extreme auf gleiche Weise Erhabenheit wirken, der nichts so sehr in jeder Sache als das Mittelmäßige entgegen zu stehen scheint.

Sechszehnter Abschnitt.
Licht in Gebäuden.

Da die Behandlung und Anwendung des Lichts ein sehr wichtiges Stück in der Baukunst ist: so ist es der Mühe werth zu untersuchen, in wie weit sich diese Bemerkungen auf Gebäude anwenden lassen. Ich denke also, daß alle Gebäude, die einen Eindruck von Erhabenheit hervor bringen sollen, mehr dunkel als helle seyn müssen; und dieses aus zwey Gründen: erstlich, weil schon die Dunkelheit an sich, wie aus andern Fällen bekannt ist, mehr und stärkere Leidenschaften in Bewegung setzt, als das Licht; zum andern, weil, wenn ein Gegenstand bey seinem ersten Auftritte großen Eindruck machen soll, er sich von den Dingen, mit denen wir kurz zuvor umgegangen sind, so sehr unterscheiden muß, als möglich ist. Nun ist es nicht möglich, daß bey dem Eintritte in ein Gebäude wir in ein größer Licht kommen sollten, als wir unter freyem Himmel hatten. Ist es nur um einige wenige Grade minder helle: so ist die Veränderung nichtsbedeutend. Aber um den Uebergang im höchsten Grade frappant zu machen, muß man aus dem größten Lichte, in eine so große Dunkelheit kommen, als mit der Absicht der Baukunst bestehen kann. In der Nacht wird

die entgegenstehende Regel, aber aus eben demselben Grunde statt finden; je heller ein Zimmer erleuchtet ist, desto größer wird der Eindruck seyn.

Siebenzehnter Abschnitt.

In wie fern Farbe die Ursache des Erhabnen werden kann.

Unter den Farben sind die sanften und fröhlichen (ein starkes Roth ausgenommen) unfähig, große Bilder zu erregen. Ein großer Berg mit einem frischen grünen Rasen bedeckt, ist nichts gegen einen schwarzen und finstern; der bewölkte Himmel hat mehr Großes, als der blaue; und die Nacht ist erhabner und feyerlicher, als der Tag. Um deswillen können in einem historischen Gemälde bunte und hellfarbigte Gewänder keine gute Wirkung thun; und bey Gebäuden, wo der höchste Grad der Erhabenheit gesucht wird, dürfen die Materialien und Verzierungen, weder weiß, noch grün, noch gelb, noch blau, noch blaßroth, noch violet, noch gesprenkelt, sondern sie müssen von dunkeln und ernsten Farben seyn, als schwarz, braun, oder Purpur. Vergoldungen, Mosaische Arbeit, Gemälde, Statüen sind nicht die Mittel, ein Gebäude erhaben zu machen. Diese Regel

wird aber nur alsdann in der Ausübung gelten, wenn in dem Ganzen und in jedwedem Theil eines Gebäudes ein gleicher Grad von derjenigen Hoheit gesucht wird, welche Ehrfurcht und Erstaunen hervor bringt. Denn in der That darf diese Art melancholischer Größe, obgleich die erhabenste unter allen, bey vielen Gebäuden nicht angebracht werden, bey welchen doch übrigens auf Erhabenheit gesehen werden muß. In solchen Fällen muß diese Erhabenheit aus einer der übrigen Quellen hergeleitet werden; nur immer mit einer sorgfältigen Vermeidung alles dessen, was lachend und fröhlich scheinen könnte: denn nichts tödtet so unausbleiblich allen Eindruck der Hoheit.

Achtzehnter Abschnitt.

Schall und Geräusch.

Das Auge ist nicht das einzige sinnliche Werkzeug, durch welches die Seele den Eindruck von etwas Erhabnem erhalten kann. Auch Töne sind hierzu im Stande, so, wie jede andere Art der Leidenschaften hervor zu bringen. Ich verstehe aber unter Tönen nicht Wörter: denn diese wirken nicht als ein Schall, sondern auf eine ganz andere

dere Weise. Schon das ausserordentlich laute eines Schalls ist allein im Stande, die Seele zu überwältigen, ihre Thätigkeit zu unterbrechen, und sie mit Schrecken zu erfüllen. Das Rauschen eines Wasserfalls, das Getöse eines Sturms, das Brüllen des Donners oder des Geschützes, erweckt eine starke und furchtbare Empfindung in der Seele, ob wir gleich weder Kunst noch Harmonie in dieser Art der Musik finden. Das Geschrey einer großen Menge Volks hat eine ähnliche Wirkung; es erschüttert und verwirrt die Einbildungskraft durch den bloßen Schall dergestalt, daß bey diesem allgemeinen Aufruhr, und bey dem Taumel, in den die Seele geräth, sich auch der Mann von dem festesten standhaftesten Charakter kaum erwehren kann, mit fort gerissen zu werden, und in das allgemeine Geschrey und die gemeinschaftliche Schlüsse des Haufens mit einzustimmen.

Neunzehnter Abschnitt.

Ueberraschung.

Das plötzliche Anfangen, oder Aufhören eines Schalls von beträchtlicher Stärke, hat dieselbe Wirkung. Die Aufmerksamkeit wird da-

durch erweckt, und alle Kräfte der Seelen werden gleichsam aufgefordert auf ihrer Warte zu stehen. Jeder leichte und allmälige Uebergang von einem Aeusserſten zum andern, bey Gegenständen des Gesichts sowohl als des Gehörs, erweckt keine Bestürzung, und kann also nicht die Ursache von Erhabenheit werden. Bey jedem Dinge hingegen, das unerwartet ist und plötzlich geschieht, ist es uns natürlich zu stutzen: d. h. wir haben die dunkle Vorstellung von Gefahr, und unsre Natur setzt alles bey uns in Bewegung, uns dagegen zu vertheidigen. Man wird finden, daß ein einzelner Schall von gewisser Stärke, obgleich nur von kurzer Dauer, wenn er nach gleichen Zwischenräumen immer wiederholt wird, eine große Wirkung thue. Wenig Dinge erwecken ein ehrfurchtsvolleres Schauern, als die Schläge einer großen Glocke, wenn die Stille der Nacht unsre Aufmerksamkeit darauf vereinigt, und die Zerstreuung verhindert. Eben das gilt von einzelnen Schlägen auf einer Trommel, die nach gewissen Pausen wiederholt werden, von dem wiederholten Abfeuern einer Kanone in einiger Entfernung. Alle Wirkungen, deren wir in diesem Abschnitte gedacht haben, entstehen aus sehr ähnlichen Ursachen.

Zwanzigster Abschnitt.

Unterbrechung.

Auch ein leiser, zitternder, unterbrochener Schall, ob er gleich dem vorigen in gewisser Absicht entgegen zu seyn scheint, ist der Erhabenheit fähig. Es ist der Mühe werth, diese Sache ein wenig zu untersuchen. Daß die Erfahrung selbst richtig sey, das kann sich jedermann durch seine eigne Beobachtung und Erinnerung bestätigen. Ich habe schon angemerkt, daß die Nacht mehr als alles andre unser Schrecken vergrößert; es liegt in unsrer Natur, daß, wo wir nicht wissen, was uns wiederfahren wird, wir das schlimmste befürchten; und dieß eben macht die Ungewißheit dergestalt schrecklich, daß wir ihrer selbst mit Gefahr eines gewissen Unglücks loß zu werden suchen. Nun setzen uns leise, verwirrte, ungewisse Töne in Ansehung ihrer Ursachen, in diese ängstliche Ungewißheit, und geben uns entweder gar kein oder ein sehr zweifelhaftes Licht, von was für Dingen wir uns umgeben befinden.

Quale per incertam lunam sub luce maligna
Est iter in silvis.

A faint ſhadow of uncertain light
Like as a lamp, whoſe life doth fade away
Or as the moon clothed with cloudy night
Doth ſhew to him, who walks in fear &
great affright.

„Ein ſchwacher Schimmer eines ungewiſſen „Lichts, gleich dem Schein einer Lampe, die „eben erlöſchen will, oder dem Monde, wie er in „einer trüben Nacht durch Wolken ſcheint, zeigt „ihm ſeinen Weg, indem er in Furcht und Grau„ſen fortwandert.„

Spencer.

Aber ein Licht, das mehrmalen hinter einander bald ſcheint und bald verſchwindet, iſt noch ſchrecklicher als die völlige Finſterniß; und eine Art dunkeln Geräuſches, kann, wenn die übrigen Umſtände zuſammen kommen, noch unruhiger machen, als eine gänzliche Stille.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Geſchrey von Thieren.

Jeder Schall, der den natürlichen unarticulirten Tönen des Schmerzens oder der Angſt bey Thieren oder Menſchen ähnlich iſt, kann in uns große Vorſtellungen erregen, es müßte denn die

die uns bekannte Stimme eines Thieres seyn, das wir gewohnt sind zu verachten. Die Stimme des Zorns bey wilden Thieren, ist im Stande, einen eben so großen als furchtbaren Eindruck bey uns zu machen.

Hinc exaudiri gemitus iraeque leonum,
Vincla recusantum & sera sub nocte rudentum,
Setigerique sues, atque in praesepibus vrsi
Saeuire, & formae magnorum vlulare lu-
porum.

„Von hier aus hört man das zornige Brum-
„men der Löwen, die gegen ihre Fesseln wüthen,
„und noch tief in der Nacht brüllen; hier hört
„man den borstigen Eber, und den Bär an sei-
„ner Krippe toben, und das Geheule ungeheu-
„rer Wölfe.„

Man hat Ursache zu glauben, daß diese Töne nicht ganz willkührlich sind, sondern eine gewisse natürliche Verbindung mit den Dingen haben, die sie ausdrücken. Wir verstehen das natürliche Geschrey jedes Thieres, auch selbst derer, mit denen wir am wenigsten umgehen. Von der Sprache kann man nicht eben dieses sagen.

Die Verschiedenheiten der Töne, durch welche Erhabenheit gewirkt werden kann, sind un-

zählig. Die, welche ich genannt habe, sind bloß einzelne Beyspiele, die den Grund anzeigen, auf den alle übrigen gebaut sind.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Geruch und Geschmack.

Auch Geruch und Geschmack haben einigen Antheil an der Hervorbringung großer Ideen; aber nur einen ganz kleinen Antheil, der schwach an Kraft, und in seinen Wirkungen sehr eingeschränkt ist. Ich will bloß dieß anmerken, daß kein andrer Geruch oder Geschmack eine große Empfindung erregt, als eine ausserordentliche Bitterkeit, oder ein unerträglicher Gestank. Es ist wahr, diese Art von Geschmack oder Geruch, wenn sie in ihrer vollen Stärke, und unmittelbar auf den Sinn wirkt, ist bloß verdrüßlich, nnd wird mit keiner Art angenehmer Eindrücke begleitet; aber wenn die gemilderte Vorstellung derselben durch Beschreibung oder Erzählung erweckt wird: dann kann sie eine eben so ächte Quelle des Erhabnen werden, als sonst irgend etwas, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weil sie ein gemäßigter Schmerz ist. Ein Kelch der Bitterkeit, den bittern Kelch des Unglücks trinken, die bit-

tern

tern Aepfel von Sodom, sind lauter Ideen, die in eine erhabne Beschreibung sehr wohl passen. Folgende Stelle aus dem Virgil ist nicht ohne Erhabenheit, wo die stinkenden Dünste, die von Albunea aufsteigen, den Eindruck vermehren, den die schauervolle heilige Dunkelheit dieses prophetischen Waldes gemacht hatte.

At rex sollicitus monstris, oracula Fauni
Fatidici genitoris adit, lucosque sub alta
Consulit Albunea, nemorum quae maxima sacro
Fonte sonat, *saeuamque exhalat opaca Mephitim.*

„Der König von diesen Ahndungen erschreckt, „nahte sich dem Orakel seines Ahnherrn Faunus, „und fragte den Hayn um Rath, der am Fuß „des hohen Albunea, unter den Wäldern der „größte, von dem Rauschen der heiligen Quelle „erschallte, und aus seiner Dunkelheit grausame „Dünste aushauchte.„

In dem fünften Buche vergißt er bey einer sehr erhabnen Beschreibung, die giftigen Ausdünstungen des Acheron nicht; und diese machen auch nicht die geringste Mishelligkeit mit den übrigen Bildern, unter welche sie gesetzt werden.

Spelunca alta fuit, *vastoque immanis* hiatu,
Scrupea, tuta lacu *nigro* nemorumque *tenebris*:
Quam super haud vllae poterant impune volantes
Tendere iter pennis, *talis sese halitus atris*
Faucibus effundens supera ad conuexa ferebat.

„Es war eine tiefe felsigte Hole, der Eingang „eines ungeheuren Abgrundes; eine schwarze „See deckte sie, und finstre dichte Wälder schlos„sen sie ein. Kein Vogel konnte unverletzt sei„nen Flug über sie nehmen: solche tödtende Däm„pfe stiegen aus dem schwarzen Schlunde empor „und verbreiteten sich gen Himmel.„

Ich habe diese Beyspiele hinzu gesetzt, weil einige Freunde, deren Urtheil ich sehr viel traue, der Meynung waren, daß, wenn der Satz so ganz nackend, und ohne Beyspiel da stünde, er lächerlich und possierlich scheinen würde. Ich denke aber, dieß würde hauptsächlich daher kommen, weil uns bey Bitterkeit und Gestank nur niedrige und verächtliche Dinge einfallen, die in der That oft damit verbunden sind, und dieß in diesem so wie in allen andern Fällen die Wirkung des Erhabnen schwächt. Aber nicht darnach läßt sich die Erhabenheit eines Bildes beurtheilen, ob

ob dasselbe, mit niedrigen Nebenideen verknüpft, niedrig werden kann; sondern ob, wenn es unter Bilder von ausgemachter Erhabenheit aufgenommen wird, es dem Ganzen seine Würde und Hoheit erhält. — Alle Dinge, die schrecklich sind, sind auch groß. Aber wenn Dinge bloß misfällige Eigenschaften besitzen, oder auch solche, die zwar einigen Grad von Gefahr erregen, aber eine Gefahr, die sehr leicht überwunden ist: so werden sie bloß verhaßt; als Spinnen und Kröten.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Gefühl. Schmerz.

Vom Gefühl kann wenig mehr gesagt werden, als daß der körperliche Schmerz in allen seinen Arten und Graden, als schwere Arbeit, eigentlicher Schmerz, Angst, das Erhabne wirke, und daß ausser ihm bey diesem Sinne nichts erhaben sey. Ich brauche hier keine neuen Beyspiele zu geben, da die, welche ich in den vorhergehenden Abschnitten angeführt habe, eine Beobachtung hinlänglich bestätigen, die jedermann machen kann, wenn er auf die Natur aufmerksam seyn will.

Nachdem ich auf diese Weise den Ursachen des Erhabnen bey jedem unserer Sinne nachgespürt habe, so wird man meine erste Anmerkung der Wahrheit sehr nahe finden: nämlich, daß der Eindruck, den das Erhabne macht, sich auf den Trieb der Selbsterhaltung gründe; daß er deswegen einer der lebhaftesten sey, den wir haben; daß die Empfindung, die durch dasselbe veranlaßt wird, in ihrem höchsten Grade, die Empfindung von Noth und Unglück sey; und daß keine positive Lust zum Erhabnen gehöre. Es könnten noch unzählige Beyspiele ausser den angeführten, zur Bestätigung dieser Wahrheiten gefunden, noch vielleicht viele nützliche Folgerungen daraus gezogen werden: —

Sed fugit interea, fugit irreuocabile tempus,
Singula dum capti circumuectamur amore.

Ende des zweyten Theils.

Philo-

Philosophische Untersuchung
über den
Ursprung unsrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.
Schönheit.

Ich habe die Absicht, erstlich die Schönheit, in so weit sie vom Erhabnen unterschieden ist, zu betrachten; und dann zu untersuchen, in wie fern sie mit demselben bestehen kann. Aber ehe wir dieses thun, müssen wir erst kurz die Meynungen durchlaufen, die man bisher von dieser Eigenschaft gehabt hat. Diese Meynungen möchten sich schwerlich auf sichere und gewisse Grundsätze zurück führen lassen, da die Menschen gewohnt sind, von der Schönheit immer in bildlichen Ausdrücken, d. h. auf eine sehr schwankende und unbestimmte Art,

zu reden. Unter Schönheit verstehe ich diejenige Beschaffenheit oder Beschaffenheiten eines Körpers, durch welche er Liebe, oder eine dieser ähnlichen Leidenschaft erregt. Ich schränke diesen Begriff bloß auf die sichtbaren Eigenschaften der Dinge ein, um einen Gegenstand einfacher zu machen, der uns nothwendig verwirren muß, wenn wir alle Ursachen von Zuneigung, alle Eigenschaften der Dinge, durch welche sie Liebe erregen können, es sey vermöge des natürlichen Eindrucks den sie bey ihrem Anblick machen, es sey vermöge der Betrachtungen die wir über sie anstellen, dazu rechnen wollen. Ich unterscheide ferner, Liebe, d. h. das Vergnügen, welches der Seele das Anschauen des Schönen in jeder Gattung macht, von Begierde oder sinnlicher Lust, dem heftigen Bestreben der Seele dasjenige zu besitzen, was ihr nicht als schön, sondern aus ganz andern Ursachen gefällt. Wir können eine große Begierde nach dem Besitze eines Frauenzimmers von geringer Schönheit haben; da hingegen die vollkommenste Schönheit einer Mannsperson oder eines Thieres, ob sie gleich Liebe erregt, doch nicht das geringste von einer Begierde erweckt. Dieß beweist, daß Schönheit, und die Leidenschaft, die von Schönheit erregt wird, und welche ich Liebe nenne, von Begierde wirklich unterschieden sey, ob sich gleich zuweilen

weilen Begierde mit ihr vermischen kann. Aber nur dieser letztern, und nicht dem Eindrucke der Schönheit müssen wir diejenigen gewaltsamen und stürmischen Leidenschaften, und die daraus entstehenden Wallungen der Säfte zuschreiben, welche die Liebe in der gewöhnlichen Bedeutung begleiten.

Zweyter Abschnitt.

Das Verhältniß der Theile ist nicht die Ursache der Schönheit im Pflanzen-Reiche.

Man sagt gemeiniglich, daß die Schönheit in der Proportion der Theile bestehe. Bey genauer Untersuchung aber finde ich Ursache zu zweifeln, ob Verhältnisse bey der Schönheit in irgend einige Betrachtung kommen. Proportion bezieht sich fast gänzlich auf Zusammenhang und Verknüpfung, so wie jeder andre Begriff, der eine Ordnung anzeigt; und sie muß also mehr für eine vom Verstande hervor gebrachte Idee, als für einen ursprünglichen Eindruck des Dinges auf die Sinne oder die Einbildungskraft angesehen werden. Nicht durch eine lange Beobachtung und Untersuchung werden wir gewahr, daß eine Sache schön sey. Schönheit verlangt gar

gar nicht den Beystand unsers verständigen Nachdenkens; selbst der Wille nimmt keinen Theil daran. Der Anblick der Schönheit bringt auf eben die nothwendige Weise einen gewissen Grad von Liebe in uns hervor, als Eis uns kalt macht, und Feuer wärmt. Um in dieser Sache zu einem befriedigenden Schlusse zu kommen, wäre es gut, vor allen Dingen zu untersuchen, was Proportion sey: denn viele, die das Wort brauchen, scheinen weder den eigentlichen Sinn desselben zu wissen, noch von der Sache, die es bedeutet, deutliche Begriffe zu haben. Proportion ist die Gleichheit der Verhältnisse zwischen Größen. Da jede Größe theilbar ist: so ist klar, daß jeder Theil, der sich in einem gewissen Ganzen unterscheiden läßt, zu jedem andern Theile und zu dem Ganzen ein gewisses Verhältniß haben müsse. Aus der Vergleichung mehrerer Verhältnisse entsteht der Begriff Proportion. Diese Verhältnisse werden durchs Messen gefunden, und sie sind der Gegenstand der mathematischen Untersuchungen. Aber ob irgend ein Theil einer bestimmten Größe, ein Viertheil, Fünftheil, Sechstheil, oder die Hälfte des Ganzen sey; und ob er mit einem gewissen andern Theile gleich lang, oder doppelt, oder halb so lang sey, das ist der Seele durchaus gleichgültig, sie nimmt daran nicht den geringsten Theil. Und eben von dieser vollkommnen

nen Gleichgültigkeit und Ruhe des Geistes, hängt einer der beträchtlichsten Vorzüge mathematischer Untersuchungen ab; dieser nämlich, daß, weil bey ihnen nichts vorkömmt, was die Imagination einnehmen oder gewinnen könnte, die Vernunft ganz frey, und ohne die geringste Partheylichkeit, über die vorgelegten Sachen den Ausspruch thut. Jede Proportion, jede Anordnung der Theile einer Größe ist für den Verstand gleich; weil jede dem Verstande die gleichen Wahrheiten darbietet, das Größere sowohl als das Kleinere, die Gleichheit sowohl als die Ungleichheit. Aber die Schönheit ist sicher kein Begriff, der sich auf Messungen bezieht; sie hat gewiß nichts mit Rechnungskunst und Geometrie zu thun. Hätte sie das, so würden wir anzeigen können, durch was für ein bestimmtes Maaß, es sey des Ganzen an sich, es sey eines Theils in Verhältniß mit einem andern, jedes Ding schön werde. Wir würden alsdann die Körper, denen wir bloß nach einem dunkeln Gefühl Schönheit zuschreiben, auf diesen Maaßstab bringen, und die Stimme unsrer Leidenschaft, durch das Urtheil unsrer Vernunft, rechtfertigen können. Da uns aber dieser Vortheil mangelt: so wollen wir doch sehen, ob Proportion auf irgend eine Weise als der Grund der Schönheit angesehen werden könne, wie von so vielen, und von einigen so zuversicht-

lich ist behauptet worden. — Wenn Proportion ein wesentlicher Bestandtheil der Schönheit ist: so muß sie diese Kraft entweder von Eigenschaften bekommen, die nothwendig und wesentlich in einem gewissen Maaße der Größe liegen; oder von der Gewohnheit; oder von der Schicklichkeit, die so oder anders abgemeßne Theile zu der Absicht ihres Gebrauchs haben. Wir müssen also untersuchen, ob die Dinge, welche im Pflanzen- oder Thierreiche von jedermann für schön erkannt werden, Theile von einem so bestimmten Maaße und Verhältniß gegen einander haben, daß man daraus schließen könne, dieses Verhältniß sey der Grund ihrer Schönheit, es sey nun vermöge mechanisch wirkender Ursachen, oder durch Gewohnheit, oder vermöge der Schicklichkeit zu gewissen Absichten. — Ich werde diese drey Punkte nach der Reihe zu untersuchen vornehmen. Ehe ich aber weiter gehe, wird es mir, glaube ich, erlaubt seyn, meinen Lesern die Regeln vorzulegen, nach welchen ich bey dieser Untersuchung zu Werke gegangen bin, und die, wenn ich irre, mich misgeleitet haben.

1) Wenn zwey Körper einerley oder einen ähnlichen Eindruck auf die Seele machen, und bey genauer Betrachtung gefunden wird, daß sie in einigen ihrer Beschaffenheiten mit einander überein kommen, in andern von einander abgehn: so

so muß die gemeinschaftliche Wirkung denjenigen Eigenschaften zugeschrieben werden, in denen sie ähnlich, nicht denen, in welchen sie verschieden sind. 2) Die Wirkung keines natürlichen Gegenstandes darf aus der Wirkung eines künstlichen Gegenstandes erklärt werden. 3) Keine Wirkung eines natürlichen Gegenstandes darf aus dem Nachdenken über seine Absichten und seinen Gebrauch erklärt werden, wenn eine unmittelbar wirkende Ursache sich finden läßt. 4) Eine bestimmte Größe oder Verhältniß ist nicht für die Ursache einer gewissen Wirkung anzunehmen, wenn die Wirkung auch bey der entgegen gesetzten Größe und Verhältniß hervor gebracht werden, oder jene Größe und Verhältniß da seyn kann, ohne die Wirkung hervor zu bringen. Dieses sind die vornehmsten Regeln, denen ich, bey der Untersuchung der Kräfte, gefolgt bin, die der Proportion als einer durch sich selbst wirkenden Ursache zukommen; und findet der Leser diese Regeln richtig, so wünsche ich, daß er sie durch die ganze folgende Abhandlung vor Augen habe. Wir werden zuerst untersuchen, in welchen Dingen sich diese Eigenschaft Schönheit finde, und dann, ob sich in diesen irgend eine so beständige und allgemeine Proportion entdecken lasse, daß man vermuthen könne, aus ihr entspringe die Idee der Schönheit. Wir werden diese einnehmende Kraft erst, wie sie in

den Pflanzen, dann wie sie in den Thieren, und endlich wie sie im Menschen sichtbar ist, betrachten. — Im Pflanzenreiche finden wir nichts, das so schön sey, als die Blumen. Aber Blumen giebt es fast von jeder Gestalt, und von jeder Anordnung der Theile. Die Mannichfaltigkeit der Formen, in die sie von der Natur ausgebildet worden, ist unendlich; und von diesen Formen haben die Kräuterkenner ihnen ihre Namen gegeben, die beynahe eben so mannichfaltig sind. Was ist es denn für eine Proportion, die wir zwischen dem Stengel der Blumen und ihren Blättern, oder zwischen den Blättern und den Staubfäden gewahr werden? — Wie schickt sich der schlanke Stiel der Rose zu dem dicken Kopfe, unter welchem er sich beuget? Aber die Rose ist doch eine schöne Blume. Und getrauen wir uns wohl zu sagen, daß sie nicht einen Theil ihrer Schönheit eben diesem Mangel an Proportion zu danken haben könne? Die Rose ist eine große Blume, und wächst doch auf einem kleinen Strauche. Die Aepfelblüthe ist sehr klein, und wächst auf einem großen Baume. Doch sind beyde, die Rose und die Aepfelblüthe, schön; und die Pflanzen, auf denen sie wachsen, erhalten, dieser Disproportion ungeachtet, durch sie ihren einnehmendsten Schmuck. Welcher Baum kann, der allgemeinen Empfindung nach, schöner seyn, als ein Orangenbaum,

genbaum, wenn Blätter, Blüthen und Früchte zugleich an ihm prangen? Aber umsonst suchen wir bey ihm ein bestimmtes Maaß der Höhe, Breite, und jeder andern Dimension des Ganzen, oder ein bestimmtes Verhältniß der Theile unter einander. Ich gebe zu, daß es Blumen giebt, bey denen man eine regelmäßige Figur, und eine künstliche Anordnung und Stellung der Blätter findet. Eine solche Figur und eine solche Anordnung der Blumenblätter hat z. E. die Rose; aber wenn man sie von der Seite ansieht, so geht diese Regelmäßigkeit der Figur größtentheils verlohren; die Ordnung der Blätter verwirrt sich; und doch bleibt die Rose noch schön. Die Rose ist sogar schöner, bevor sie völlig aufgeblüht ist; und die Knospe ist schöner, ehe sie diese regelmäßige Figur bekommen hat. Und dieß ist nicht der einzige Fall, wo Regelmäßigkeit und genaue Ordnung, die Seele der Proportion, die Schönheit mehr hindert als befördert.

Dritter Abschnitt.

Proportion ist nicht der Grund der Schönheit bey den Thieren.

Eben so augenscheinlich ist es bey den Thieren, daß Proportion nur einen geringen Antheil

an der Hervorbringung der Schönheit habe. — Die am weitesten von einander abgehenden Gestalten, und die unähnlichsten Zusammensetzungen der Theile, sind hier demohnerachtet gleich fähig, diese Vorstellung zu erwecken. Der Schwan, den jedermann einen schönen Vogel nennt, hat einen Hals, der länger als sein ganzer übriger Körper ist, und nur einen sehr kurzen Schwanz. Ist diese Proportion schön? Ohne Zweifel ist sie es. Aber was werden wir alsdann zu dem Pfaue sagen, der in Vergleichung einen kurzen Hals, und dafür einen Schweif hat, der länger ist, als Hals und Leib zusammen genommen. Was für eine Menge von Vögeln giebt es nicht, die von diesen beyden Modellen, und von jedem andern, das man annehmen wollte, gleich weit abgehen, die sehr unter sich verschiedne, und oft einander entgegen gesetzte Proportionen haben, und unter denen doch viele ausnehmend schön sind? Es ist uns nicht möglich, aus den Regeln, die wir nach angestellter Untersuchung, bey der einen Gattung schöner Vögel festgesetzt haben, zum Voraus zu schließen, was die andern Gattungen seyn werden, wo eben diese Regeln beobachtet oder nicht beobachtet sind; oder es wird die Erfahrung die meisten dieser Schlüsse widerlegen. Was die Farben, sowohl der Vögel als der Blumen, betrifft, (denn beyde haben in ihrem Kolorit etwas

ähnli=

ähnliches,) so läßt sich weder in dem Raume, den jede Farbe einnimmt, noch in den Stuffen, nach welchen sie abwechseln, eine Proportion wahrnehmen. Einige Vögel sind nur von einer einzelnen Farbe, andre haben alle Farben des Regenbogens; einige haben eine von den einfachen Grundfarben, andre haben zusammengesetzte. Mit einem Worte, ein aufmerksamer Beobachter kann leicht erkennen, daß in der Färbung und in der Gestalt dieser Gegenstände, gleich wenig von Proportion angetroffen werde. Hiernächst gehe man zu den vierfüßigen Thieren fort. Man untersuche den Kopf eines schönen Pferdes; man finde das Verhältniß desselben zum Körper und zu den Gliedern, und die Verhältnisse dieser Glieder unter einander: und wenn man dann diese Proportionen, als das Muster der Schönheit, festgesetzt hat, so nehme man einen Hund, eine Katze, oder irgend ein ander Thier, und sehe, ob sich bey ihnen eben diese Proportionen zwischen Kopf und Hals, und zwischen Hals und Rumpf u. s. w. finden werde. Ich glaube, wir können getrost behaupten, daß das Schöne jeder Gattung andre Verhältnisse haben wird; ja, daß selbst in einer Gattung, Individua von gleicher Schönheit sehr weit in ihren Verhältnissen von einander abgehen werden. Ist es nun aber ausgemacht, daß sehr verschiedne und so gar entgegen stehende Formen und Zu-

sammensetzungen, gleich gut mit Schönheit bestehen können: so muß es, glaube ich, auch zugegeben werden, daß kein bestimmtes Maaß der Theile, bloß um des natürlichen und nothwendigen Eindrucks willen, den es macht, zur Hervorbringung des Schönen erfordert werde, wenigstens nicht so weit die thierische Schöpfung reicht.

Vierter Abschnitt.

Proportion ist nicht der Grund von Schönheit beym Menschen.

Es giebt am menschlichen Körper gewisse Theile, unter welchen man eine beständig gleiche Verhältniß findet. Aber ehe es bewiesen werden kann, daß in diesen Verhältnissen die wirkende Ursache der Schönheit liegt, muß erst gezeigt werden, daß, wo diese Verhältnisse genau beobachtet sind, der Mensch, dem sie zukommen, schön sey; schön, sage ich, in Absicht des Anblicks, man mag nun ein Glied allein, oder den ganzen Körper zusammen betrachten. Man muß ferner zeigen, daß diese Theile solche Verhältnisse haben, die so leicht gefaßt, so leicht unter einander verglichen werden können, daß sich der augenblickliche Eindruck auf die Seele, auf eine begreifliche Art daraus erklären lasse. Ich für mein

mein Theil, habe viele dieser Verhältnisse sorgfältig untersucht, und ich habe sie in vielen Personen einerley, oder doch sehr ähnlich gefunden, die an Schönheit sehr weit von einander unterschieden, und von denen sogar einige sehr schön, und andre sehr häßlich waren. Was die Theile betrifft, unter denen man diese Verhältnisse bemerkt: so sind dieselben so weit von einander, an Lage, Natur, und Absichten entfernt, daß ich nicht einsehen kann, wie sie mit einander verglichen werden, und wie sie also, vermöge ihres Verhältnisses, eine Wirkung thun können. Der Hals, sagt man, muß bey einem schönen Menschen mit der Wade gleich lang seyn; er muß ferner im Umfange zweymal so groß seyn, als das Gelenke an der Hand; und täglich liest und hört man eine unendliche Menge ähnlicher Bemerkungen. Aber was für einen Zusammenhang hat die Wade mit dem Halse, oder der Hals mit dem Gelenke an der Hand? Diese Proportionen mögen freylich an schönen Körpern zu finden seyn; aber man würde sie sicher auch an häßlichen finden, wenn man sich die Mühe geben wollte sie zu suchen. Ja, ich denke, sie werden bey den schönsten oft am wenigsten genau beobachtet seyn. Man gebe für jeden Theil des menschlichen Körpers ein Verhältniß an, welches man will: und ich wette, daß ein Maler alle diese Verhält-

nisse aufs genaueste beobachten, und doch, wenn er will, eine sehr häßliche Figur hervor bringen kann. Eben dieser Maler wird von diesen Verhältnissen sehr merklich abweichen, und doch eine schöne Figur machen können. Und in der That findet man in den Meisterstücken alter und neuer Bildhauer, daß sie in den Verhältnissen sehr sichtbarer und sehr beträchtlicher Theile, oft sehr weit von einander, und eben so weit von den Verhältnissen abgehen, die wir an den schönsten und reizendsten Gestalten wirklicher Menschen finden. Und endlich, wie einig sind dann die Vertheidiger der aus Proportion entspringenden Schönheit, in Absicht der Verhältnisse, die sie dem menschlichen Körper zuschreiben? Einige behaupten, daß er sieben Köpfe haben müsse, andre machen ihn acht Köpfe lang, indem andre ihn bis auf zehne ausdehnen. — Eine ungeheure Verschiedenheit, bey einer so kleinen Anzahl von Theilen! Jeder braucht eine andre Methode diese Verhältnisse zu schätzen, und alle mit gleich gutem Erfolge. Aber sind dann diese Verhältnisse nur bey allen schönen Männern dieselben? Oder sind diese im geringsten einerley mit den Verhältnissen schöner weiblicher Körper? Kein Mensch wird dieß behaupten: und doch sind unstreitig beyde Geschlechter der Schönheit fähig, und das weibliche der größten; ein Vorzug, den man schwerlich der genauern Beobachtung dieser

Proportionen wird zuschreiben können. Wir wollen einen Augenblick bey diesem Punkte stehen bleiben, und untersuchen, wie sehr die beyden Geschlechter dieser einen Gattung, an Größe der gleichartigsten Theile des Körpers von einander abgehen. Wenn man für die Glieder eines Mannes irgend eine bestimmte Proportion angiebt, und man die menschliche Schönheit auf diese Proportionen einschränkt: so muß man, wenn sich ein Frauenzimmer findet, die fast in der Bildung jedes Theils von diesem Maaßstabe abweicht, entweder troß seiner Empfindung schließen, daß dieses Frauenzimmer nicht schön sey; oder man muß seiner Empfindung zufolge diesen Regeln entsagen; man muß den Zirkel und das Winkelmaaß bey Seite legen, und sich nach einer andern Ursache der Schönheit umsehen. Denn, wenn Schönheit an ein gewisses Maaß, als an ein natürliches Principium gebunden wäre: wie könnten einerley Theile mit ganz verschiednen Proportionen doch gleich schön seyn, und dieß noch dazu in einer und derselben Gattung? Aber um die Sache noch etwas mehr aufzuklären: so muß man bemerken, daß fast alle Arten von Thieren, dieselben Haupttheile, und sie zu eben denselben Absichten haben. Alle haben einen Kopf, einen Hals, einen Rumpf, Füße, Augen, Ohren, eine Nase und

einen Mund. Aus diesen wenigen und so gleichartigen Organen, hat demohnerachtet die Vorsehung, die den Bedürfnissen jeder Gattung aufs vollkommenste abhelfen, und zugleich den Reichthum ihrer Güte und ihrer Weisheit an ihren Geschöpfen zeigen wollte, eine fast unendliche Menge von Gestalten zusammen gesetzt, die alle an Größe, Verhältniß und Stellung der Theile von einander verschieden sind. Bey dieser unendlichen Verschiedenheit aber, ist doch, wie wir gesehen haben, ein Umstand vielen Gattungen gemein, der nämlich, daß sich in jeder Individua finden, die auf uns den Eindruck von etwas Liebenswürdigem und Reizendem machen. — Und diese Individua der verschiednen Thiergeschlechte, die in der Hervorbringung dieser Wirkung mit einander überein kommen, sind doch in dem Maaße und dem Verhältnisse derjenigen Theile, wodurch sie uns gefallen, äusserst von einander unterschieden. Diese Betrachtungen wären hinreichend, mich zu überführen, daß der gänze Begriff von einer besondern Proportion, als der natürlichen Ursache des Wohlgefallens und der Ergötzung bey dem Anblicke der Schönheit, falsch sey. Aber diejenigen, welche mir dieß, in Absicht auf eine gewisse bestimmte Proportion, zugeben werden, bleiben doch noch für Proportion überhaupt eingenommen. Sie glauben, daß, obgleich Schönheit nicht von einem

bestimm=

bestimmten Maaße der Theile abhänge, das allen reizenden Thieren und Pflanzen gemein seyn müsse, es doch in jeder Gattung eine gewisse Proportion gebe, die zur Schönheit der Individuorum dieser Gattung durchaus nothwendig sey. Betrachten wir nun die thierische Schöpfung im Ganzen, so finden wir: nicht die Schönheit ist es, die aus einem gewissen Maaße der Theile entsteht; sondern, weil durch das Maaß und Verhältniß der Theile sich eine Gattung der Thiere von der andern unterscheidet, so muß freylich jedes Ding, das in seiner Gattung schön seyn soll, die Maaße und Proportionen seiner Gattung haben, denn sonst würde es von dem allgemeinen Begriffe derselben abweichen, und also auf gewisse Weise ungeheuer werden. Aber diese Proportionen sind bey keiner Gattung so fixirt, daß es nicht noch beträchtliche Abänderungen unter den Individuis geben könne. Und wie wir es bey den Menschen gesehen haben: so wird man auch von den Thierarten zeigen können, daß unter diesen Abwechselungen in der Proportion, die jede Gattung zuläßt, ohne das Gemeinschaftliche ihrer Form zu verlieren, keine ist, bey der sich nicht Schönheit finden liesse. — Diese Idee also einer gewissen, der ganzen Gattung gemeinschaftlichen Form, diese ist es, die das Verhältniß der Theile hier mit ins Spiel bringt,

und gar nicht eine in diesem Verhältnisse liegende Kraft auf unsre Sinne gewisse Eindrücke zu machen. In der That wird es uns eine kleine Betrachtung zeigen, daß nicht die Größe, sondern die Beschaffenheit, die Schönheit, welche in der Gestalt liegt, hervor bringe. Was für Licht bekommen wir dann von diesen gerühmten Verhältnissen, wenn wir Zierrathen erfinden wollen? Es befremdet mich, daß Künstler, die so sicher, wie sie vorgeben, überzeugt sind, Proportion sey die vornehmste Ursache der Schönheit, nicht genaue Abmessungen von allen Arten schöner Thiere beständig bey sich führen, um aus ihnen schickliche Verhältnisse zu nehmen, wenn sie irgend etwas von gutem Geschmack entwerfen wollen; besonders, da sie so oft sagen, daß es das in der Natur wahrgenommene Schöne sey, wornach sie sich in den Werken der Kunst richten. Ich weis, daß es seit sehr langer Zeit gesagt wird, und von einem Schriftsteller zum andern tausend und aber tausendmal wiederholt worden ist: daß die Verhältnisse in der Baukunst von den Verhältnissen des menschlichen Körpers seyn genommen worden. Um diese erzwungne Aehnlichkeit noch vollständiger zu machen: so stellt man sich einen Menschen vor, der beyde Hände erhoben, und nach ihrer vollen Länge gerade ausgestreckt hat; und dann beschreibet man ein solches Viereck, wie es

ent-

entstehet, wenn man an beyden Enden dieser seltsamen Figur gerade Linien herunter läßt. Mir aber kömmt es sehr deutlich vor, daß die menschliche Figur dem Baumeister zu keiner einzigen von seinen Ideen verholfen habe. Denn erstlich sieht man die Menschen sehr selten in dieser gezwungnen Stellung; sie ist ihnen weder natürlich, noch anständig. Zum zweyten, würde man, wenn man eine menschliche Figur in der Stellung sähe, nicht an ein Quadrat, sondern weit eher an ein Kreuz zu denken veranlaßt werden. Es müßte erst der große leere Raum, der zwischen den Aermen und dem Boden ist, mit irgend etwas ausgefüllt seyn, ehe es einem Menschen einfallen könnte, ein Quadrat in dieser Figur zu finden. Drittens, viele Gebäude, die von großen Baumeistern entworfen worden, haben gar nicht die Figur dieser besondern Art von Viereck, und thun deshalb doch eine eben so gute, und vielleicht eine bessere Wirkung. Und in der That könnte man sich auch keinen seltsamern Einfall denken, als wenn ein Baumeister das Modell zu seinem Werke von der menschlichen Figur nähme, da es doch wahrhaftig nicht zwey Dinge giebt, die einander weniger ähnlich wären, oder weniger mit einander gemein hätten, als ein Mensch und ein Haus; keine, die zu unähnlichern Absichten, und zu einem verschiednern

schiednern Gebrauche bestimmt wären. — Ich bin deswegen geneigt, zu vermuthen, daß man diese Aehnlichkeiten ausgedacht hat, nicht, weil man wirklich durch die Betrachtung der menschlichen Figur auf die Regeln der Schönheit in der Baukunst gekommen ist, sondern weil man den Werken der Kunst dadurch ein größer Ansehn zu geben gehofft hat, wenn man ihre Uebereinstimmung mit dem edelsten Werke der Natur zeigte. Und was mich noch mehr hierinn bestärkt, daß die Anhänger der Proportion ihre Ideen, die sie aus Kunstwerken geschöpft hatten, auf die Natur übergetragen, und nicht von dieser die Proportionen zu den Werken der Kunst entlehnt haben, ist dieß, daß sie in Untersuchungen dieser Materie, so geschwind als sie können, das offne Feld natürlicher Schönheiten, das Pflanzen- und Thierreich verlassen, und sich hinter die kunstmäßigen Linien und Winkel der Architektur verschanzen. Die Menschen haben einen unglücklichen Hang, sich selbst ihre Absichten und ihre Werke, zu dem Maaße jeder Vortrefflichkeit in irgend einem Dinge zu machen. Weil sie also fanden, daß ihre Wohnungen fester und bequemer wurden, wenn sie nach regelmäßigen Figuren, und mit einander correspondirenden Theilen gebaut waren: so brachten sie diese Begriffe auch zu ihren Gärten; sie schnitten ihre Bäume zu Säulen, Pyramiden

und Obelisken; sie zogen ihre Hecken zu eben so viel grünen Wänden, und mit ihren Alleen beschrieben sie Quadrate, Triangel und andre mathematische Figuren, nach der strengsten Genauigkeit und Symmetrie; und so dachten sie, hätten sie die Natur, nicht bloß nachgeahmt, sondern verschönert, und sie erst gelehrt, wie sie ihr Werk hätte machen sollen. Aber endlich ist die Natur aus dieser Zucht entkommen, endlich hat sie diese Fesseln abgeworfen. Und wenigstens unsre Gärten zeigen es, wenn es auch sonst nichts zeigt, daß wir anfangen gewahr zu werden, wie wenig mathematische Abmessungen das Wesen der Schönheit ausmachen. Und in der That machen sie es in dem Pflanzen- und Thierreiche eben so wenig aus. Denn ist es nicht ausserordentlich, daß in so vielen poetischen Gemälden der Schönheit, die in jedermanns Munde sind, und wovon einige das Vergnügen mehr als eines Zeitalters ausgemacht haben, daß in diesen unzähligen Oden und Elegien, in welchen die Liebe sich mit allem Feuer ausgedrückt, und ihren Gegenstand mit allen nur ersinnlichen Farben geschildert hat, daß, sage ich, in allen diesen nicht ein Wort von Proportion vorkömmt, wenn doch Proportion der vornehmste Bestandtheil der Schönheit ist, da hingegen vieler andern Eigenschaften der Schönheit sehr oft und mit vieler Wärme gedacht wird?

Aber wenn nun der Proportion diese Kraft Schönheit zu wirken, abgesprochen wird: woraus läßt sich das seltsame Vorurtheil erklären, das die Menschen für Proportion so sehr einnimmt? — Aus eben dieser blinden Vaterliebe, glaube ich, von der ich gesagt habe, daß sie die Menschen zu ihren eignen Werken und Erfindungen haben; aus falschen Schlüssen über die Wirkungen der Gewohnheit bey den Gestalten der Thiere; aus der Platonischen Theorie von Schicklichkeit und Uebereinstimmung. Um deswillen will ich im folgenden Abschnitte die Wirkung der Gewohnheit, und dann den Begriff der Schicklichkeit untersuchen. Denn, wirkt Proportion nicht durch eine natürliche Kraft, die gewissen Abmessungen und Verhältnissen eigen ist: so muß sie entweder durch die Gewohnheit, oder durch die Idee des Nutzens wirken. Eine dritte Art und Weise giebt es nicht.

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung der Materie von der Proportion.

Wenn ich nicht irre, so ist das Vorurtheil für die Proportion größtentheils nicht sowohl daraus entstanden, weil man bey schönen Körpern ein gewisses Maaß und Verhältniß der Theile wahr-

wahrnahm, sondern weil man sich von der Beziehung, die das Ungestaltete auf das Schöne hat, eine falsche Vorstellung machte, indem man es für das Entgegengesetzte desselben ansahe. Daraus schloß man: wo die Ursachen des Ungestalteten weggeräumt ist, da muß nothwendig das Schöne hervor gebracht werden. Dieß halte ich für einen Irrthum. Denn die Ungestaltheit ist nicht der Schönheit, sondern der Vollständigkeit und der Richtigkeit der Form entgegen gesetzt. Wenn bey einem Menschen ein Fuß länger ist, als der andre, so ist er ungestaltet: denn es fehlt ihm etwas, was wir zu dem vollständigen Begriffe einer menschlichen Gestalt fordern. Eben dieß ist die Wirkung aller natürlichen Gebrechen, oder zufälligen Verstümmelungen. Wenn der Rücken einen Buckel hat, so ist der Mensch ungestaltet: denn sein Rücken hat eine ungewöhnliche Figur, und eine solche, mit welcher die Vorstellung von Uebelbefinden und Beschwerde verbunden ist. So, wenn eines Menschen Hals um ein beträchtliches Stück länger oder kürzer ist, als andrer Menschen ihrer, so sagen wir, dieser Theil sey ungestaltet, weil Menschen ordentlicher Weise nicht so gebildet sind. Aber davon können wir alle Stunden die Erfahrung machen, daß ein Mensch seine zwey Beine von gleicher Länge und einander in allen

Stücken ähnlich, einen Hals von der gehörigen Größe, und einen schnurgeraden Rücken haben, und doch nicht im mindesten schön seyn könne. In der That entsteht die Schönheit so wenig aus dem Eindrucke des Gewohnten, daß vielmehr nichts so selten und ungewöhnlich ist, als was in uns die Empfindung des Schönen erregt. Das Schöne setzt uns eben so wohl durch seine Seltenheit in Verwunderung, als das Ungestaltete. So finden wir es bey den Thieren, mit denen wir bekannt sind. Ueberdieß wenn uns eine neue Gattung vorkömmt: so thun wir über ihre Schönheit oder Häßlichkeit den Ausspruch, ohne erst abzuwarten, daß sich in uns durch Gewohnheit Begriffe von gewissen Proportionen fest gesetzet haben. Das Ungestaltete entspringt aus dem Mangel der gemeinschaftlichen Eigenschaften der Gattung; aber aus dem Daseyn dieser Eigenschaften entsteht nicht nothwendiger Weise das Schöne. Sehen wir also die Proportion bey natürlichen Körpern in so fern für nothwendig an, als sie sich auf Gewohnheit bezieht: so folgt aus der Natur der Gewohnheit, daß Schönheit, die eine positive, und auf den ersten Anblick wirkende Kraft ist, nicht von Proportion herrühren könne. Unsere Natur ist so wunderbar eingerichtet: daß, indem wir nach Neuheit äusserst begierig sind, wir doch auch zugleich sehr stark von

dem Gewohnten gefesselt werden. Aber die Eigenschaft der Dinge, die uns durch Gewohnheit an sich ziehn, ist diese, daß sie uns sehr wenig rühren, wenn wir sie besitzen; aber sehr stark, wenn sie uns fehlen. Ich erinnere mich, eine lange Zeit hinter einander, alle Tage, einen gewissen Platz besucht zu haben: ich fand, die Wahrheit zu sagen, so wenig Vergnügen an diesem Orte, daß er mir vielmehr Ueberdruß und lange Weile machte: ich kam, ich hielt mich dort auf, ich gieng wieder weg, ohne Vergnügen zu geniessen. Unterdessen, so oft mich irgend etwas abhielt, zu der gewöhnlichen Zeit an diesen Ort zu gehn: so fühlte ich eine Art von Unbehaglichkeit und Unruhe; und ich wurde nicht eher ruhig, bis ich meinen alten Weg wieder eingeschlagen hatte. Die Personen, welche Taback schnupfen, nehmen ihn gemeiniglich, ohne zu wissen, daß sie ihn nehmen; die Empfindlichkeit dieses Sinns ist bey ihnen so getödtet, daß auch dieser gewaltsame Reiz kaum von ihnen gefühlet wird. Aber man nehme dem Tobacksschnupfer seine Dose; und er wird der unruhigste Mensch von der Welt. In der That ist Gewohnheit und Wiederholung so wenig die Quelle von eigentlicher Lust: daß sie vielmehr jedes Ding, es mag von einer Art seyn, von welcher es wolle, seines natürlichen Eindrucks beraubt. So, wie

sie verdrüßlichen Dingen ihren Stachel nimmt, so schwächt sie auf gleiche Weise die Annehmlichkeit des ergötzenden, und bringt also beyde in eine Art von Gleichgewicht, und in einen Stand der Ruhe. Gewohnheit wird mit Recht eine andre Natur genannt. Unser natürlicher und gewöhnlicher Zustand aber ist der Zustand der Gleichgültigkeit, der eben sowohl zum Vergnügen als zum Verdruß vorbereitet ist. Werden wir aus diesem Zustande heraus gebracht, oder irgend einer Sache, die zur Erhaltung desselben gehört, beraubt: so werden wir, wenn die Ursache nicht in einem Vergnügen von positiver Art liegt, durch diese Aenderung allemal beleidigt. Eben so verhält es sich mit der Gewohnheit, unsrer zweyten Natur, in allem, was auf sie eine Beziehung hat. Der Mangel der gewöhnlichen Verhältnisse an Menschen oder Thieren, erweckt allemal Ekel, obgleich das Daseyn derselben nicht wirkliches Vergnügen macht. Es werden freylich die Proportionen, die man zu Regeln der menschlichen Schönheit fest setzt, sehr oft auch an schönen Körpern gefunden, weil sie überhaupt an allen menschlichen Körpern gefunden werden. Aber wenn gezeigt werden kann, daß sie oft ohne Schönheit vorhanden sind, und Schönheit auch ohne sie bestehen kann, und daß diese Schönheit, wo sie angetroffen wird, sich aus andern weit weniger

zweydeutigen Ursachen erklären läßt: so wird man daraus natürlicher Weise schließen, daß Proportion und Schönheit, nicht zwey Begriffe sind die nothwendig zusammen gehören. Das wahre Entgegengesetzte der Schönheit, ist nicht Disproportion oder Ungestaltheit, sondern **Häßlichkeit.** Und da diese aus Ursachen entspringt, die gleichfals den Ursachen der positiven Schönheit entgegen gesetzt sind: so können wir eher nicht davon reden, bis wir diese werden untersucht haben. Zwischen Schönheit und Häßlichkeit giebt es ein gewisses Mittel, in welchem die angenommenen Proportionen am häufigsten angetroffen werden; aber diese Mittelmäßigkeit macht auf uns keinen Eindruck.

Sechster Abschnitt.

Nicht Schicklichkeit ist die Ursache von Schönheit.

Man hat gesagt, die Vorstellung von dem Nutzen eines Dinges, oder von derjenigen Einrichtung und Bildung eines Theils, die ihn zu Erreichung seiner Absicht geschickt macht, sey die Ursache von Schönheit, oder sey vielmehr Schönheit selbst. Wäre das System der Proportion nicht durch diese Meynung unterstützt worden,

so hätte sie sich unmöglich so lange erhalten können. Die Welt würde es müde geworden seyn, von Maaßen und Verhältnissen reden zu hören, die ohne alle Beziehung auf uns wären, die weder eine mechanische Kraft die Sinne zu rühren, noch Schicklichkeit zu Erhaltung einer gewissen Absicht einschlössen. Die Idee, die wir uns von Proportion machen, beruht gemeiniglich auf der Uebereinstimmung der Mittel zu gewissen Endzwecken. Und wo diese nicht in Betrachtung kömmt: da bekümmern wir uns sehr selten um die Größe und das Maaß der Dinge, oder um die Wirkung dieser Maaße. Es war also bey dieser Theorie nothwendig, darauf zu bestehen, daß alle Gegenstände der Natur und der Kunst, ihre Schönheit von der Schicklichkeit ihrer Theile zu ihren verschiednen Verrichtungen erhielten. Aber ich fürchte, man habe diese Theorie gemacht, ohne die Erfahrung gehörig zu Rathe zu ziehen. Denn nach diesen Grundsätzen, müßte die keilförmige Schnauze eines Schweins, mit ihren zähen Knorpeln an der Spitze, müßten seine kleinen tiefliegenden Augen, und das ganze Gemächte seines Kopfes, das zu dem Geschäffte desselben, dem Durchwühlen und Umgraben der Erde, so geschickt ist, ausnehmend schön seyn. Der große Beutel, der an dem Schnabel des Pelikans hängt, ein Ding, das für den Vogel im höchsten Grade nützlich ist,

müßte

müßte uns auch in eben dem Grade schön scheinen. Der Igel, der durch seine stachlichte Haut, gegen alle Angriffe so wohl bewaffnet ist, und das Stachelschwein mit seinen heraus fahrenden Spitzen, müßten für sehr artige Geschöpfe gehalten werden. Wenig Thiere sind geschickter gebaut, als der Affe. Er hat die Hände eines Menschen, mit dem elastischen Körper eines Thieres. Seine Gestalt ist zum Laufen, Springen, Klettern aufs vortrefflichste eingerichtet; und doch giebt es wenig Thiere, die in aller Menschen Augen häßlicher schienen. Ich sage nichts von dem Rüssel des Elephanten, der eine so mannichfaltige Brauchbarkeit für ihn, und für uns doch so wenig Schönheit hat. Wie geschickt ist der Wolf zum Laufen und Springen? Wie bewundernswürdig ist der Löwe zum Streite bewaffnet? Aber wird deswegen irgend ein Mensch den Elephanten, den Wolf und den Löwen schöne Thiere nennen? Ich glaube, niemand wird leicht den Fuß des Menschen für so geschickt zum Laufe halten, als den Fuß des Pferdes, des Hundes, des Rehes, und vieler andern Thiere; wenigstens nicht so weit sich dieses Geschicke sehen läßt: und doch wird jedermann zugeben, daß ein wohlgebauter menschlicher Fuß weit schöner sey, als diese alle. Wenn es die Schicklichkeit der Theile wäre, die ihre

Annehmlichkeit ausmachte, so würde ihr wirklicher Gebrauch ohne Zweifel diese Schönheit noch vermehren. Aber ob dieß gleich aus andern Gründen zuweilen statt finden kann, so ist es doch nicht immer der Fall. Ein Vogel im Fluge ist nicht so schön, als wenn er sitzt; ja verschiedne Hausvögel sieht man niemals, oder sehr selten fliegen, und sie sind deswegen nichts weniger schön. — Und doch sind die Vögel in ihrer Gestalt von den Menschen und Thieren so sehr unterschieden, daß, wenn man ihnen um der Schicklichkeit dieser Gestalt willen, Schönheit zuschreiben will, man ihre Theile zu ganz andern Absichten, und zu einem verschiednen Gebrauche muß geschickt gefunden haben. Ich habe niemals in meinem Leben einen Pfau fliegen sehen; und doch bin ich, lange zuvor, ehe ich auf die Schicklichkeit seiner Gestalt zu den Luftwanderungen, Acht gehabt hatte, lange zuvor, sage ich, bin ich von der ausserordentlichen Schönheit gerührt worden, in der dieser Vogel viele der best fliegenden Vögel in der Welt übertrifft; ungeachtet, nach allem, was ich von ihm sahe, seine Lebensart nicht viel besser als der Schweine ihre war, die sich mit ihm in Gesellschaft auf dem Mayerhofe fütterten. Eben das kann von dem Hahne, der Henne, und ähnlichen Vögeln gesagt werden. Sie gehören, der Gestalt

nach,

nach, zu der fliegenden Gattung. In ihrer wirklichen Bewegung sind sie von Menschen und vierfüßigen Thieren wenig unterschieden. Um fremde Beyspiele zu verlassen, wenn die Schönheit in unsrer eignen Gattung an den Nutzen gebunden wäre: so müßte die Gestalt des Mannes liebenswürdiger seyn als die Gestalt der Frau, und Stärke und Behendigkeit müßten als die einzigen Schönheiten angesehen werden. Aber Stärke, Schönheit zu nennen, nur Einen Namen für die Eigenschaften einer Venus und eines Herkules zu haben, Eigenschaften, die in aller Absicht so äusserst verschieden sind: ist eine seltsame Verwirrung der Begriffe, oder ein Misbrauch der Worte. Der Grund von dieser Verwirrung liegt, glaube ich, darinn, daß wir oft dieselben menschlichen oder thierischen Körper schön, und zugleich zu ihren Absichten bequem eingerichtet finden; und also zu dem Trugschlusse verleitet werden, dasjenige für die Ursache zu halten, was bloß eine begleitende Eigenschaft ist. Dieß ist der Trugschluß der Fliege, die sich einbildete, sie errege den Staub, weil sie auf dem Wagen saß, indem dieser den Staub wirklich erregte. Der Magen, die Lunge, die Leber, sind eben so wohl als die übrigen Theile zu ihren Absichten unvergleichlich geschickt, und doch haben sie nicht den geringsten Grad von Schönheit. Im

Gegen-

Gegentheil sind hinwiederum viele Sachen sehr schön, bey denen wir nicht den geringsten Nutzen gewahr werden. Und ich berufe mich auf das erste und natürliche Gefühl jedes Menschen, ob er, bey dem Anblicke eines schönen Auges, eines wohlgebildeten Mundes, eines gut gestalteten Fußes, auf irgend eine Weise daran denke, daß sie zum Sehen, Essen und Laufen sehr bequem sind. Was für eine Idee von Nutzen erwecken wohl die Blumen? Und doch machen sie den schönsten Theil des Pflanzenreichs aus. Es ist wahr, der unendlich weise und gütige Schöpfer hat oft den Dingen, die er nützlich gemacht hat, auch noch Schönheit zugesetzt; aber dieß beweist nicht, daß Schönheit und Nutzbarkeit einerley sey, oder daß eines von dem andern nothwendig abhange.

Siebenter Abschnitt.

Die wahren Wirkungen der Schicklichkeit.

Wenn ich Proportion und Schicklichkeit von aller Theilnehmung an der Hervorbringung der Schönheit ausschließe: so habe ich dadurch nicht sagen wollen, daß sie keine schätzbare Eigenschaften wären, oder, daß man sie bey

Werken der Kunst aus der Acht lassen dürfe. Eben die Werke der Kunst sind ihr eigentlicher Wirkungskreis; und hier ist es, wo sie ihren vollen Einfluß zeigen können. Wo die Weisheit des Schöpfers die Absicht hatte, daß ein Ding gewisse Neigungen in uns erregen sollte, da ließ sie die Erreichung dieser Absicht, nicht auf die langsamen und ungewissen Operationen unserer Vernunft ankommen; sondern sie versah das Ding mit Kräften und Eigenschaften, deren Wirkung unserm Verstande und unserm Willen zuvor kömmt, und die, indem sie auf die Sinne und die Imagination den Angriff thun, die Seele fesseln, ehe der Verstand hinzukommen kann dieser Wirkung beyzustehen, oder sich derselben zu widersetzen. Nur durch lange Untersuchungen und vielen Fleiß können wir dazu gelangen, die anbetungswürdige Weisheit Gottes in seinen Werken zu entdecken. Aber wo wir sie entdecken, da ist der Eindruck, den sie auf uns macht, sowohl in der Art seiner Entstehung, als seiner Beschaffenheit, ganz von demjenigen unterschieden, welchen das Schöne oder Erhabne, ohne alle solche Vorbereitungen auf uns macht. Wie sehr unterscheidet sich das Vergnügen eines Zergliederers, wenn er den Gebrauch der Muskeln und der Haut entdeckt, wenn er findet, wie vortrefflich der künstliche Mechanismus der einen zu den verschiednen Bewegungen

des

des Körpers, und das wunderbare Gewebe der andern zu einer allgemeinen Bekleidung des ganzen Körpers, und zu der Oeffnung der aus- und einführenden Kanäle geschickt ist; wie sehr, sage ich, unterscheidet sich dieses Vergnügen von der Empfindung, die ein gemeiner Mensch bey dem Anblicke einer feinen glatten Haut, und aller der übrigen Theile der Schönheit hat, die ohne Untersuchung wahrgenommen werden. In dem ersten Fall ist es möglich, daß, indem wir zu dem Schöpfer mit Bewunderung und Preise empor sehen, der Gegenstand, der dazu Anlaß gab, uns dennoch ekelhaft und verhaßt scheine; in dem letztern hingegen werden wir von dem sinnlichen des Gegenstandes, vermöge seines Eindrucks auf unsre Einbildungskraft, dergestalt eingenommen, daß wir nur sehr wenig an die Kunst seines innern Baues denken können. Und es gehört eine gewisse Gewalt dazu, die wir uns durch Hülfe unsrer Vernunft anthun müssen, wenn wir unsre Seele von den sinnlichen Reizen des Objekts losreissen sollen, um sie mit der Weisheit zu beschäfftigen, die eine so wunderbar wirkende Maschine erfunden hat. Der Eindruck, den Proportion und Schicklichkeit auf uns macht, wenigstens in so weit wir bloß das Werk selbst ansehen, und nicht zugleich an den Urheber denken, ist Billigung, eine gewisse Befriedigung

unsers

unsers Verstandes, aber nicht Liebe, nicht eine Bewegung des Herzens. Wenn wir die Struktur einer Taschenuhr untersuchen, und nun vollkommen den Gebrauch und den Nutzen jedes Theils einsehen, so mögen wir noch so sehr mit der Schicklichkeit und der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen befriedigt seyn, wir werden deswegen doch in dem Uhrwerke selbst, nichts der Schönheit ähnliches wahrnehmen. Aber nun zeige man uns das Gehäuse der Uhr, und etwan ein artiges Schnitzwerk, das von einem guten Künstler drauf gegraben ist, bey dem sich wenig oder gar kein Nutzen denken läßt. Und ich bin sicher, wir werden bey diesem Gehäuse eine weit lebhaftere Empfindung von Schönheit haben, als vorhin das Uhrwerk selbst in uns erregen konnte, und wenn es auch das Meisterstück eines Graham gewesen wäre. Bey der Schönheit geht, wie gesagt, der Eindruck vor aller Kenntniß des Nutzens vorher; aber um von der Proportion urtheilen zu können, muß man den Endzweck wissen, zu dem die Sache bestimmt ist. Nach der Verschiedenheit des Endzwecks muß sich auch die Proportion ändern. So hat ein Thurm andre Proportionen als ein Haus; eine Gallerie andre als ein Saal, und ein Saal andre als ein Wohnzimmer. Um beurtheilen zu können, ob bey jeder Sache die Proportionen richtig beobachtet sind, muß

man erst die Absichten wissen, zu denen jede bestimmt ist. Nicht unmittelbare Empfindung, sondern Erfahrung mit Nachdenken ist es, die uns lehren, was durch jedes Werk der Kunst erreicht werden soll. Als vernünftige Geschöpfe müssen wir allerdings bey unsern Werken auf ihren Endzweck zuerst sehen, und die Befriedigung jeder andern auch noch so unschuldigen Neigung, muß nur immer nach jenem in Betrachtung kommen. Hierinn also liegt die eigentliche Wirksamkeit der Proportion und der Zweckmäßigkeit; sie wirken auf den Verstand, der sie betrachtet, und bringen in ihm Beyfall und Befriedigung mit dem Werke hervor; aber mit den Leidenschaften, und mit der Imagination durch welche Leidenschaft am meisten erregt werden, haben sie wenig zu thun. Wenn man ein Zimmer ohne allen Hausrath, vier nackte Wände und eine glatte Decke sieht: so mögen die Verhältnisse, nach denen es gebaut ist, noch so vortrefflich seyn, es wird uns doch sehr wenig gefallen: eine kalte Billigung ist alles, was es von uns erhalten kann. — Ein weit schlechter proportionirtes Zimmer hingegen, mit artiger Bildhauerarbeit, hübschem Laubwerk, Spiegeln, und dem ganzen übrigen Aufputze, wird unsre Sinnlichkeit gegen unsre bessere Einsicht einnehmen: es wird uns weit mehr gefallen, als die nackten Verhältnisse des ersten Zimmers,

mers, die der Verstand als so ausnehmend zweckmäßig gebilligt hatte. Was ich jetzt und im vorhergehenden von der Proportion gesagt habe, soll gar nicht Anlaß geben zu glauben, als wenn bey den Werken der Kunst der Gedanke des Nutzens vernachlässigt werden dürfe. Es soll bloß zeigen, daß diese zwey vortrefflichen Sachen, Proportion und Schönheit, nicht Eine Sache sind; gar nicht aber, daß man eine von beyden aus der Acht lassen dürfe.

Achter Abschnitt.

Wiederholung.

Im Ganzen also: wenn diejenigen Theile menschlicher Körper, die proportionirt sind, auch allemal schön befunden würden, welches gewiß nicht geschieht; oder wenn die proportionirten Theile allemal die Lage gegen einander hätten, daß aus ihrer Vergleichung ein unmittelbarer Eindruck des Vergnügens entstehen könnte, welches sehr selten der Fall ist; oder wenn sich an Pflanzen und Thieren irgend ein gemeinschaftliches Verhältniß angeben liesse, welches immer mit Schönheit verbunden wäre, dergleichen sich durchaus nicht angeben läßt; oder wenn Theile, die zu ihren Absichten schicklich sind, allemal schön wären, und

wo der Nutzen fehlt, auch die Schönheit mangelte, welches aller Erfahrung zuwider ist: alsdann könnten wir schliessen, daß Schönheit in Proportion oder Nutzbarkeit bestehe. Aber da sich in allen diesen Absichten die Sache ganz anders verhält, so können wir sicher seyn: Schönheit hängt nicht von Verhältniß und Nutzen ab; sie mag nun sonst auch entspringen woraus sie will.

Neunter Abschnitt.

Nicht Vollkommenheit ist die Ursache von Schönheit.

Hier ist noch eine andre Modeidee, die mit der vorhergehenden sehr genau zusammenhängt; diese nämlich, daß Vollkommenheit die Quelle der Schönheit sey. Dieser Satz ist viel weiter als auf die sinnlichen Gegenstände ausgedehnt worden. Aber, wenn man nur bey diesen stehen bleibt: so findet man, daß Vollkommenheit an und für sich betrachtet, so wenig die Ursache von Schönheit sey, daß vielmehr diese, wo sie bey dem andern Geschlechte am größten ist, fast immer den Begriff von Schwäche und Unvollkommenheit mit sich führt. Die Frauenzimmer wissen dieß sehr wohl: sie gewöhnen sich deswegen eine lispelnde Sprache, einen wankenden ungewissen Gang an; sie bemühen

sich, schwach und sogar krank zu scheinen. Alles dieß lehrt sie die Natur. Schönheit im Unglücke ist die einnehmendste Schönheit. Das Erröthen thut eben die Wirkung. Und Bescheidenheit überhaupt, die ein stillschweigendes Geständniß von Unvollkommenheit ist, wird selbst für eine liebenswürdige Eigenschaft angesehen, und erhöht den Werth jeder andern. Ich weis, daß jedermann sagt: man **muß** die Vollkommenheit lieben. Eben dieß ist mir ein Beweis, daß sie nicht der eigentliche Gegenstand der Liebe sey. Wer hat wohl jemals gesagt: man ist **verbunden**, ein schönes Frauenzimmer, oder irgend ein ander schönes Geschöpf zu lieben? Hier braucht es gar nicht erst unser Wollen, um von der Sache gerührt zu werden.

Zehenter Abschnitt.

In wie weit der Begriff Schönheit sich auf die Eigenschaften der Seele anwenden läßt.

Eben diese Anmerkung läßt sich auf die Eigenschaften der Seele anwenden. Die großen bewundernswürdigen Tugenden, die zu dem Erhabnen gehören, erwecken mehr Furcht als Liebe: solche sind z. E. Tapferkeit, Gerechtigkeit, Weis-

heit, und die diesen ähnliche. Niemals ist ein Mensch dieser Eigenschaften wegen liebenswürdig genannt worden.] Die sanftern Tugenden sind es, welche unser Herz einnehmen, und in uns die Empfindung von etwas liebenswürdigem erregen, z. E. ein gefälliger nachgebender Charakter, Mitleiden, Freundlichkeit, Gutthätigkeit: obgleich diese letztern in der That von geringerer Wichtigkeit für das Beste der Gesellschaft, und von einer mindern Würde sind. Aber eben deswegen gefallen sie uns nur desto besser. Die hohen Tugenden gehen vornehmlich mit Gefahren, Bestrafungen und Unruhen um, und äussern sich mehr darinn, dem Unglücke vorzubeugen, als Wohlthaten auszutheilen; sie sind also verehrungswerth, aber nicht liebenswürdig. Die Tugenden der zweyten Klasse haben es mit geleistetem Beystande, mit getheiltem Vergnügen, befriedigtem Verlangen zu thun; und gehen also den erstern an Annehmlichkeit vor, aber stehen an Würde zurück. Diejenigen Personen, die sich in aller Menschen Herzen einschleichen, die zu den Gesellschaftern ihrer fröhlichern Stunden gewählt werden, bey denen sie sich von ihrer Arbeit und ihrem Kummer erholen wollen, sind niemals Leute von glänzenden Eigenschaften, und sehr erhabnen Tugenden.] Es ist das sanfte Grün, auf welchem wir gern unsre Augen ausruhen lassen, wenn sie

von

von dem Anschauen glänzenderer Gegenstände ermüdet sind.] Man lese die Charaktere des Cäsars und des Catos, die Sallustius so fein gezeichnet, und so richtig verglichen hat, und man betrachte, was für einen verschiednen Eindruck sie auf uns machen werden. Bey dem einen das ignoscendo, largiundo, bey dem andern das nihil largiundo; bey dem einen das miseris perfugium, bey dem andern das malis perniciem. Bey dem letzten finden wir mehr zu bewundern, mehr zu verehren, und vielleicht etwas zu fürchten; wir halten ihn hoch, aber wir wollen ihn nur in einer gewissen Entfernung ansehen. Der andre macht sich mit uns vertraut: wir lieben ihn, und wir folgen ihm, wo er uns hin führt. Um diese Sache unsern ersten und natürlichsten Empfindungen noch näher zu bringen: so will ich noch eine Anmerkung hinzu setzen, die ein scharfsinniger Freund bey der Durchlesung dieses Kapitels gemacht hat. Das Ansehen eines Vaters, das zu unserer Glückseligkeit so nothwendig, und in aller Absicht so verehrungswürdig ist, hält uns ab, die ganze Liebe für ihn zu fühlen, die wir für unsre Mutter haben, bey der das Ansehen der Eltern sich beynahe in der mütterlichen Zärtlichkeit und Nachsicht verliert. Aber wir haben größtentheils eine große Liebe zu unsern Großvätern, weil bey ihnen dieses Ansehen schon

um einen Grad weiter von uns entfernt ist, und es überdieß von der Schwäche des Alters bis zu einer Art von weiblicher Zärtlichkeit gemildert wird.

Eilfter Abschnitt.

Wie weit der Begriff Schönheit sich auf die Tugend anwenden läßt.

Aus dem, was in dem vorhergehenden Abschnitte ist gesagt worden, können wir leicht sehen, in wie weit sich von der Tugend in eigentlichem Verstande sagen läßt, daß sie schön sey. — Wenn man so schlechthin den Namen der Schönheit auf die Tugend anwenden will: so kann man leicht dadurch seine Begriffe von den Dingen verwirren. Und es hat dieß zu einer unendlichen Menge seltsamer Theorien von Tugend Anlaß gegeben: so wie die Anwendung des Wortes Schönheit auf Proportion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, und andere noch mehr von dem natürlichen Begriffe derselben abgehende Eigenschaften, Ursache ist, daß unsre Begriffe von Schönheit selbst in Verwirrung gerathen sind, und wir keine Regel sie zu beurtheilen haben, die nicht noch unsichrer und trüglicher wäre,

als

als unser bloßes Gefühl. Diese unbestimmte und vieldeutige Art zu sprechen, hat uns also eben sowohl in der Theorie des Geschmacks als der Moral irre geführt; und sie ist es, die uns verleitet hat, die Wissenschaft unserer Pflichten, von ihrem eigentlichen Grunde, der Vernunft, den Bedürfnissen unserer Natur, und den Beziehungen der Dinge, weg zu heben, und sie auf den seichten Grund unsrer Empfindungen und unsers sinnlichen Wohlgefallens zu bauen.

Zwölfter Abschnitt.

Die wahre Ursache der Schönheit.

Nachdem ich mich bemüht habe, zu zeigen, was Schönheit nicht sey: bleibt mir noch übrig, wenigstens mit gleicher Sorgfalt zu untersuchen, worinn sie eigentlich bestehe. Schönheit ist eine Sache von einer viel zu merklichen Wirkung, als daß sie nicht von einer ihr eigenthümlichen positiven Beschaffenheit herkommen sollte. Und da sie nicht ein Werk unsers eignen Verstandes ist, da sie selbst da gefällt, wo sich gar kein Nutzen entdecken läßt; da die Methoden und die Ordnungen der Natur gemeiniglich von unsern Abmessungen und Proportionen so weit abgehen: so müssen wir natürlicher Weise schließen, daß die Schönheit, wenigstens in den

meisten Fällen, eine besondre Eigenschaft der Körper sey, die auf eine mechanische Art, vermittelst der Sinne, auf die Seele wirkt. Es kömmt nun darauf an, zu untersuchen, was die sinnlichen Eigenschaften solcher Dinge eignes haben, welche schön sind, d. h. welche Liebe, oder eine ähnliche Neigung bey uns erregen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Schöne Gegenstände sind klein.

Das erste, was uns in jeder Sache in die Augen fällt, ist ihre Ausdehnung, oder Größe. Und welcher Grad der Ausdehnung bey schönen Gegenständen am häufigsten vorkömmt, können wir aus der Art schließen, wie wir uns in Absicht derselben ausdrücken. Man hat mich versichert, daß in den meisten Sprachen, Dinge die man liebt, mit verkleinernden Beywörtern benennt werden. Wenigstens ist es so in allen Sprachen, die ich kenne. Im Griechischen sind das ιων, und andre Diminutiv-Endungen, fast allemal Ausdrücke der Zärtlichkeit und Zuneigung. Die Griechen setzen gemeiniglich diese Endungen zu den Namen derjenigen Personen hinzu, mit welchen sie auf eine freundschaftliche und vertraute Art umgehen. Ob gleich die Römer

mer ein Volk von weniger lebhaften und feinern Empfindungen waren, so wurden sie doch von den nämlichen Ursachen auf den Gebrauch der verkleinernden Endungen geführt. In dem alten Englischen wurde die verkleinernde Endung *ling* den Namen der Personen und Dinge, die man liebte, angehangen. Einige sind noch in der Sprache, als darling (little dear) ein Liebling, und noch einige wenige. Aber noch bis auf diesen Tag ist es im gemeinen Umgange gewöhnlich, jedem Dinge das wir lieben, den Namen klein zu geben, wenn wir es liebkosen wollen. Die Franzosen und Italiäner brauchen diese zärtlichen Diminutiva noch weit mehr als die Engländer. Unter den Thieren sind es die kleinen, die wir am meisten liebzukosen geneigt sind; kleine Vögel, oder einige Gattungen kleiner vierfüßiger Thiere. Ein großes schönes Ding, ist ein Ausdruck, der selten vorkömmt; aber ein großes häßliches Ding, wird sehr oft gesagt. Es ist ein großer Unterschied zwischen Bewunderung und Liebe. Das Erhabne, welches die Ursache der ersten ist, hat allemal nur in großen und schrecklichen Gegenständen seinen Sitz; aber die letztere findet nur bey kleinen und ergötzenden statt. — Wir beugen uns unter dem, was wir bewundern; aber wir lieben das, was sich unter uns beugt. In dem einen Falle werden wir mit

Gewalt gezwungen; in dem andern durch Schmeicheleyen gewonnen. Mit einem Worte: das Erhabne und das Schöne ruhen auf so ganz verschiedenen Gründen, daß es schwer, und ich hätte beynahe gesagt, unmöglich ist, sie in einem einzigen Gegenstande zu vereinigen, ohne den Eindruck des einen oder des andern sehr merklich zu schwächen. In Absicht der Ausdehnung also, ist schön, was vergleichungsweise klein ist.

Vierzehnter Abschnitt.

Glätte.

Die nächstfolgende Eigenschaft, die sich beständig an schönen Gegenständen findet, ist Glätte: und diese scheint der Schönheit so wesentlich zu seyn, daß ich mich nicht eines einzigen Dinges erinnere, das ohne dieselbe schön wäre. Die glatten Blätter an Bäumen und Blumen, ein ebner Abhang in Gärten, ein ebner Strom in einer Landschaft, ein glattes Fell an Thieren oder Vögeln, eine glatte Haut bey einem schönen Frauenzimmer, und in allen Arten des Hausraths und der Verzierungen, glatte und polirte Oberflächen, sind schön. Ein sehr beträchtlicher, und vielleicht der beträchtlichste Theil von dem Eindrucke, den die Schönheit macht, ist

dieser

dieser Eigenschaft zuzuschreiben. Denn man nehme irgend einen schönen Gegenstand, und gebe ihm eine rauhe und höckerigte Oberfläche, und er wird uns nicht mehr gefallen, so gut er auch in andrer Absicht gebildet seyn mag. Dahingegen mögen ihm noch so viele von den andern Bestandtheilen der Schönheit fehlen, er wird uns doch, wenn er nur diesen hat, besser gefallen, als mit allen übrigen ohne diesen. Dieß kömmt mir so augenscheinlich vor, daß ich mich wundre, wie alle, welche von dieser Materie geschrieben haben, unter den Ursachen, die sie von der Schönheit angeben, die Glätte haben auslassen können. Denn in der That ist nichts diesem Begriffe so sehr zuwider, als eine unebne Oberfläche, plötzlich herausspringende Theile, und scharfe Ecken.

Funfzehnter Abschnitt.

Stuffenweise Abwechselung.

Aber, so wie vollkommen schöne Körper nicht aus winklichten Theilen zusammengesetzt sind: so gehen auch ihre Theile nicht lange in einerley geraden Linien fort. Sie verändern ihre Richtung alle Augenblicke, und verändern sie durch unmerkliche, aber immer fortgehende Abweichungen

gen von der ersten Linie, dergestalt, daß es dem Auge unmöglich ist den Punkt zu bestimmen, wo sie die erste Richtung verließen, und wo sich die neue anfängt. Der Anblick eines schönen Vogels wird diese Anmerkung erläutern. Hier sehen wir den Kopf unmerklich bis zu seiner Mitte wachsen: dann ihn eben so stuffenweise abnehmen, bis er sich an den Hals anschließt. Der Hals schwillt nach und nach in ein dickeres Volumen bis zur Mitte des Körpers, von wo das ganze wieder bis zum Schwanze abnimmt. Der Schwanz nimmt eine neue Richtung; aber er verändert sie sogleich. Er verlauft sich hinwiederum mit den übrigen Theilen; und allenthalben, oben, unten, zur Seite, wechseln die Linien, welche den Umriß beschreiben, beständig ihre Richtung. Ich habe bey dieser Beschreibung eine Taube in Gedanken. Sie stimmt sehr wohl mit den meisten Regeln der Schönheit überein. Sie ist glatt, und mit einer weichen Pflaume bedeckt; ihre Theile verschmelzen sich (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) in einander; nirgends sieht man durch ihren ganzen Körper einen schrof hervorragenden Theil, und doch wechselt die Figur dieser Theile beständig ab. Man gebe auf diejenigen Theile eines schönen Frauenzimmers Acht, welche vielleicht die schönsten sind, auf den Hals und den Busen; auf seine Glätte, seine Weiche, sein unmerk-

liches

lich sanftes Emporschwellen; auf die Abänderungen seiner Oberfläche, die nicht in dem kleinsten Raume dieselbe Richtung behält; auf die verführerischen Irrgänge, durch welche das unstete Auge sanft fortgleitet, ohne zu wissen, wo es stehen bleiben soll, oder wohin es geführt wird. Ist dieß nicht ein klarer Beweis, daß diese beständige und doch in keinem Punkte besonders merkliche Veränderung der Oberfläche, einer der wesentlichsten Bestandtheile der Schönheit sey? Es freut mich sehr, daß ich meine Theorie in diesem Stücke, durch die Meynung eines sehr scharfsinnigen Mannes, des Herrn Hogarths, unterstützen kann. Seine Idee von der Schönheitslinie halte ich, im Ganzen genommen, für sehr richtig. Aber weil er nur überhaupt Abwechselung fordert, ohne zu bestimmen, was es für eine Art von Abwechselung seyn muß: so hat er auch winklichte Figuren für schön gehalten. Es ist wahr, die Umrisse solcher Figuren wechseln sehr ab; aber sie wechseln plötzlich und auf eine gebrochne Art. Ich finde nicht einen einzigen natürlichen Gegenstand, der winklicht und zugleich schön wäre. In der That giebt es wenig natürliche Gegenstände, die vollkommen winklicht wären. Aber mich dünkt, die, welche solchen am nächsten kommen, sind die häßlichsten. Ich muß noch hinzu setzen, daß, obgleich die im-

merfort

merfort sich verändernde Linie die einzige ist, an welcher Schönheit gefunden wird, es doch keine besondre Linie gebe, die beständig als die schönste gefunden wird; und die also mit Ausschliessung aller andern Linien die Schönheitslinie heißen könne. Wenigstens bin ich dieß niemals gewahr worden.

Sechszehnter Abschnitt.

Delikatesse.

Ein Ansehn von Festigkeit und Stärke ist der Schönheit ausnehmend nachtheilig. Ein Schein von Delikatesse und selbst von Schwächlichkeit ist ihr beynahe wesentlich. Wer sich die Mühe giebt, die Schönheiten der thierischen und Pflanzen-Welt durchzugehn, wird diese Beobachtung in der Natur gegründet finden. Es ist nicht die Eiche, die Espe, der Ulmenbaum, oder einer der starken Bäume des Waldes, die wir als schön betrachten: sie sind majestätisch und ehrwürdig; sie flößen eine Art von Ehrerbietung ein. Die zarte Myrte ist es, der Orangen- und Mandelbaum, der Jesmin, der Weinstock, diese sind es, die wir als Schönheiten unter den Gewächsen ansehen. Es ist das Blumengeschlecht, dieß durch seine Schwäche und seine kurze Dauer sich

sich unterscheidende Geschlecht, welches bey uns den lebhaftesten Eindruck von Schönheit und Zierlichkeit macht. Unter den Thieren ist das Windspiel schöner als der Bauerhund; und der zarte spanische Zelter, der geschlanke Barbe, oder das feine arabische Pferd, sind weit liebenswürdiger als das starke standhafte Wagen- oder Reuterpferd. Ich habe nicht nöthig, von dem schönen Geschlechte viel zu sagen, von welchem dieser Punkt, glaube ich, leicht zugestanden werden wird. Die Schönheit des Frauenzimmers hängt größtentheils von seiner Schwäche und Zärtlichkeit ab; und wird selbst durch die Furchtsamkeit desselben noch anziehender, eine Eigenschaft der Seele, die mit der Schwäche zusammen hängt. Man muß mich aber nicht so verstehen, als wenn ich glaubte, daß Schwäche, wenn sie das Zeichen eines ungesunden kranken Körpers ist, schön seyn könne. Sie thut aber alsdann die üble Wirkung, nicht weil sie Schwäche ist, sondern weil das Uebelbefinden des Körpers, woraus sie entsteht, zugleich die andern Bedingungen der Schönheit aufhebt; die Theile fallen alsdann zusammen, die glänzende Farbe des Gesichts, das lumen purpureum iuuentae verschwindet, und die sanft sich verändernden Umrisse verlieren sich in Runzeln, scharfen Ecken, und geraden Linien.

Siebenzehnter Abschnitt.

Schönheit in den Farben.

Was die Farben betrifft, die schönen Körpern eigen sind: so mag es vielleicht schwerer seyn, sie bestimmt anzugeben, da sie in den verschiednen Theilen der Natur auf so unendlich mannichfaltige Art abwechseln. Demohneracht läßt sich auch in dieser Mannichfaltigkeit selbst, etwas gemeinschaftliches finden, das wir als eine Regel festsetzen können. Erstlich, müssen Farben, die schön seyn sollen, nicht schmutzig oder staubigt, sondern rein und helle seyn. Zweytens, sie müssen nicht ausserordentlich stark seyn. In jeder Art der Farben sind es die gemäßigtern, die mittlern, welche der Schönheit eigen zu seyn scheinen; ein lichtes Grün, ein sanftes Blau, ein schwaches Weiß, ein Rosen-Roth oder Violet. Drittens, wenn die Farben stark und lebhaft sind: so müssen sie wenigstens abgewechselt, und der ganze Gegenstand muß nicht von einer einzigen starken Farbe seyn; ihrer müssen (wie bey gesprenkelten Blumen) fast immer so viele seyn, daß die Stärke und der Glanz einer jeden durch die übrigen gemäßigt wird. Zu einer schönen Gesichtsfarbe gehört nicht nur eine Mischung mehrerer Farben, sondern auch, daß weder das Weiße noch das Rothe

stark und blendend sey. Ueberdieß müssen sich beyde auf die Weise und durch so unmerkliche Stuffen in einander verlieren, daß es unmöglich wird, die Gränzen anzugeben. Aus eben dem Grunde sind die zweifelhaften spielenden Farben am Halse und im Schweife des Pfaues und am Kopfe der Taube, so angenehm. In der That sind die Schönheit der Farben und die Schönheit der Gestalt einander so nahe verwandt, als es für Dinge von so verschiedner Natur nur immer möglich ist.

Achtzehnter Abschnitt.

Wiederholung.

Zusammengenommen also, sind die Eigenschaften der Schönheit, in so fern es bloß sinnliche Schönheit ist, folgende. Das Schöne muß erstlich, vergleichungsweise klein; zweytens, es muß glatt seyn; drittens, es muß in der Richtung seiner Theile abwechseln; aber viertens, diese Theile nicht eckigt, sondern sanft in einander verschmolzen haben; fünftens, es muß von zartem Bau, und ohne merklichen Anschein von Stärke seyn; sechstens, es muß reine und klare Farben, aber keine starken und glänzenden haben; oder siebentens, wenn es glänzende Farben hat, so muß

es eine Mannichfaltigkeit derselben haben. Dieß sind, glaube ich, die Eigenschaften, auf welchen die Schönheit beruht. Eigenschaften, die kraft ihrer Natur wirken, und die sich weniger durch Eigensinn verändern, oder durch die Verschiedenheit des Geschmacks verwirren lassen, als irgend einige andre.

Neunzehnter Abschnitt.

Physiognomie.

Die Physiognomie hat einen großen Antheil an der Schönheit, besonders an der Schönheit unsrer Gattung. Die Denkungsart und der Charakter geben dem Gesichte gewisse Züge, die, da man ihre Verbindung mit jenen bemerkt hat, vermögend sind, den Eindruck eines wohlgestalteten Körpers durch den Eindruck einer liebenswürdigen Seele zu verstärken. Um also eine vollkommne menschliche Schönheit hervor zu bringen, und dieser Schönheit ihren vollen Einfluß zu verschaffen, muß das Gesicht solche gütige liebenswürdige Eigenschaften ausdrücken, wie sie mit dem sanften glatten und zarten der äussern Form übereinstimmen.

Zwanzigster Abschnitt.

Das Auge.

Ich habe es bisher mit Fleiß unterlassen, von dem Auge, diesem für die Schönheit lebendiger Geschöpfe so wichtigen Theile, zu reden, weil es sich nicht so natürlich unter die vorhergehenden Titel bringen ließ, ob es sich gleich auf eben dieselben Grundsätze zurück führen läßt. Ich denke also, daß die Schönheit des Auges, erstlich, in der **Reinigkeit** desselben besteht. Welche Farbe der Augen die schönste seyn soll, hängt größtentheils von eines jeden Geschmack ab; aber keinem Menschen gefällt ein trübes erstorbnes Auge. Ein helles Auge gefällt uns aus eben dem Grunde, aus welchem uns Diamanten, klares Wasser, Glas, und ähnliche durchsichtige Körper gefallen. Zweytens: Die Bewegung des Auges trägt vieles zu seiner Schönheit bey, weil sie ihm immer neue Richtungen giebt; aber eine langsame schmachtende Bewegung ist schöner, als eine kühne und schnelle; die letztere belebt, aber die erstere erregt Zuneigung. Drittens, in Ansehung der Verbindung des Auges mit den anliegenden Theilen, gilt eben die Regel, die für andre schöne Theile ist gegeben worden; es

muß nicht plötzlich und stark von der Richtung der nächstgelegnen Theile abweichen, noch muß es irgend einer genauen mathematischen Figur nahe kommen. Ausserdem macht das Auge einen verschiednen Eindruck, nachdem es andre und andre Eigenschaften der Seele ausdrückt; und hierinn liegt seine größte Gewalt. Es läßt sich also auf das Auge alles dasjenige anwenden, was wir kurz zuvor von der Physiognomie gesagt haben.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Häßlichkeit.

Es würde eine bloße Wiederholung des Vorhergehenden seyn, wenn wir weitläuftig von der Natur der Häßlichkeit handeln wollten: indem ich mir vorstelle, daß alle ihre Eigenschaften die entgegengesetzten von denen sind, die wir als die Bestandtheile der Schönheit angegeben haben. Die Häßlichkeit als das Entgegengesetzte der Schönheit, ist nicht das Entgegengesetzte der Proportion und Schicklichkeit. Denn es kann ein Ding mit den vollkommensten Proportionen, und mit der größten Schicklichkeit zu seinem Gebrauche, doch ein sehr häßliches Ding seyn. Eben so gut kann Häßlichkeit

keit mit der Idee des Erhabnen bestehen. Aber das wollte ich auf keine Weise sagen, daß Häßlichkeit an sich eine erhabne Idee sey, ausser wenn sie mit solchen Eigenschaften verbunden ist, die Schrecken erregen.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Grazie.

Der Begriff des **Anmuthsvollen** oder der Grazie ist nicht sehr von dem Begriffe des Schönen verschieden; sie bestehen beyde fast aus einerley Stücken. Das **Anmuthsvolle** ist ein Begriff, der sich auf **Stellung** und **Bewegung** beziehet. Wenn diese beyde anmuthig seyn sollen: so wird erfordert, daß sie nicht das Ansehen von Schwierigkeit haben; es wird erfordert, daß der Körper keine gewaltsame Biegung mache; daß alle Theile in so einer Lage gegen einander bleiben, daß keiner von den andern gehindert werde, und nirgends scharfe Ecken, und plötzliche Brüche zum Vorschein kommen. In diesem leichten Falle der Glieder, in dieser Rundung, in dieser Delikatesse der Stellung und der Bewegung, besteht die ganze Zauberkraft der Grazie, und was man das je ne sçai quoi nennt; wie jeder finden wird, der die Mediceische Venus,

den Antinous, oder irgend eine andre Statue, die als ein Muster der Grazie berühmt ist, aufmerksam betrachtet.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Eleganz und Pracht.

Wenn ein Körper aus glatten und abgeebneten Theilen besteht, die sich einander nicht beschweren, die ohne Verwirrung und ohne Ecken sind; und wenn er zugleich etwas von Regelmäßigkeit in seiner Figur hat: so nenne ich ihn elegant, zierlich. Es ist also mit dem Schönen ganz einerley; ausgenommen, daß es nur noch die Regelmäßigkeit mehr hat. Dieß aber, da es einen wesentlichen Unterschied in der Empfindung macht die dadurch hervor gebracht wird, berechtigt uns schon, eine eigne Gattung daraus zu machen. Unter diese Gattung rechne ich diejenigen feinern und regelmäßigen Werke der Kunst, die keinen bestimmten Gegenstand in der Natur nachahmen: als schöne Gebäude, oder ein artiges Hausgeräthe. Wenn irgend ein Gegenstand etwas von vorgenannten Eigenschaften, oder überhaupt etwas von den Eigenschaften der Schönheit hat, und überdieß von gro-

ßen Dimensionen ist: so ist er eben so merklich von der bloßen Schönheit unterschieden. Ich nenne ihn speciös oder prächtig.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Die Schönheit fürs Gefühl.

Die vorhergehende Beschreibung der Schönheit, in so weit sie vom Auge empfunden wird, kann sehr wohl durch die Natur derjenigen Gegenstände erläutert werden, die auf das Gefühl einen ähnlichen Eindruck machen. Dieß ist es, was ich das Schöne für das Gefühl nenne. Es ist auf eine verwundernswürdige Art mit dem übereinstimmend, was dem Auge ein gleiches Vergnügen gewährt. Zwischen allen unsern äussern Sinnen ist ein enges Band. Sie sind alle nur verschiedne Arten des Gefühls, so abgeändert, daß sie die Eindrücke verschiedner Gegenstände annehmen können; aber einerley in der Art der Eindrücke, die sie von diesen Gegenständen bekommen. Alle Körper, die dem Gefühl angenehm sind, sind es durch den geringen Widerstand den sie thun; entweder wenn wir unsre Hand längst ihrer Oberfläche hin bewegen, oder, wenn wir die Theile gegen einander drucken wollen. Ist der Widerstand im ersten Falle geringe:

so heißt der Körper glatt; ist er es im letztern, so heißt er weich. Von der einen oder andern dieser Eigenschaften rühret hauptsächlich die angenehme Empfindung her, die wir durchs Gefühl erhalten; und wenn sich beyde vereinigen, so ist unser Vergnügen am größten. Dieß ist so klar, daß es mehr zur Erläuterung andrer Dinge angewandt werden kann, als selbst Erläuterung braucht. Die nächste Quelle von Vergnügen für diesen, so wie für alle übrigen Sinne, ist die Abänderung und Neuheit der Vorstellung. Und wir finden, daß Körper, deren Oberfläche beständig abwechselt, bey weitem die angenehmsten für das Gefühl sind, wie jeder sich durch seine eigne Erfahrung überzeugen kann. Die dritte Eigenschaft solcher Gegenstände ist: daß, obgleich die Oberfläche ihre Richtung beständig verändert, sie sie doch niemals plötzlich verändre. Jede plötzliche Berührung, wenn auch der Eindruck selbst nichts oder sehr wenig gewaltsames hat, ist unangenehm. Wenn uns jemand mit einem mehr als gewöhnlich kalten oder warmen Finger angreift, so fahren wir zusammen. Ein leichter Schlag auf die Schultern, wenn wir ihn nicht erwarteten, hat eben diese Wirkung. Daher kömmt es, daß eckigte Körper, Körper bey welchen die Richtung der Aussenlinien sich plötzlich verändert, dem Gefühl so wenig angenehm sind. Jede solche

Verän-

Veränderung ist eine Art von Steigen und Fallen im kleinen. Quadrate also, Dreyecke, und andre winklichte Figuren, sind weder für das Auge, noch für das Gefühl schön. Wenn man den Zustand der Seele, bey dem Anfühlen weicher glatter abgerundeter Körper, mit dem, bey dem Anblick einer schönen Gestalt vergleicht: so wird man eine große Aehnlichkeit zwischen beyden finden; und diese Aehnlichkeit kann uns sehr behülflich seyn die gemeinschaftliche Ursache davon zu entdecken. Das Gefühl und Gesicht haben in dieser Absicht, nur wenig eigne von einander verschiedne Empfindungen. Das Gefühl findet an dem **Weichen** Vergnügen, welches eigentlich kein Gegenstand des Gesichts ist; und das Gesicht im Gegentheil schließt die Empfindung **der Farben** mit ein, die das Gefühl kaum gewahr werden kann. Hinwiederum hat das Gefühl den Vorzug einer ganz neuen Art von Vergnügen, die aus einer gemäßigten Wärme entsteht; und das Auge endlich triumphirt in dem unendlichen Umfange und der Menge seiner Gegenstände. Unterdessen ist die Aehnlichkeit unter beyden Sinnen so groß, daß ich geneigt bin zu glauben, wenn es möglich wäre, die Farben durchs Gefühl zu unterscheiden, (wie es einige Blinde sollen gethan haben,) so würden eben die Farben, und eben die Zusammensetzung und Folge derselben, welche das Auge

schön findet, auch dem Gefühle die angenehmsten seyn. Aber ohne uns bey dieser Muthmassung aufzuhalten, wollen wir zu dem Sinne des Gehörs fortgehen.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Das Schöne in den Tönen.

Bey diesem Sinne finden wir eben die Fähigkeit, auf eine sanfte und angenehme Weise gerührt zu werden: und in wie weit die Merkmale, die wir für das Schöne der andern Sinne angegeben haben, auch auf wohlklingende reizende Töne passen, muß jeder durch seine eigne Erfahrung entscheiden. Milton hat diese Art von Musik in einem seiner jugendlichen Gedichte beschrieben. *) Ich darf nicht erst sagen, daß Milton mit dieser Kunst sehr wohl bekannt war, und daß er eine vortreffliche Gabe hatte, die Empfindungen des einen Sinnes, durch Bilder, die von einem andern hergenommen sind, auszudrücken. Die Beschreibung ist die folgende:

— And ever againſt eating cares,
Lap me in *ſoft* Lydian airs;

In

*) L' Allegro.

In notes, with many *a winding* bout
Of *linked ſweetneſs long drawn* out;
With wanton heed, & giddy cunning,
The melting voice through *mazes* running;
Untwiſting all the chains that tie
The hidden ſoul of harmony.

„Hüllt mich gegen nagende Sorgen in weiche „lydiſche Geſänge; in Töne, die in vielen ſich „windenden Gängen, von an einander hängen„der lang aushaltender Süßigkeit, mit be„ſcheidner Kühnheit, im Taumel und doch mit „Kunſt, die ſchmelzende Stimme durch Laby„rinthe führen, und alle Ketten auflöſen, die „die verborgne Seele der Harmonie binden.„

Wenn wir dieß mit der weichen ſich windenden Oberfläche, dem ununterbrochnen Zuſammenhange, und dem ſtuffenweiſe Uebergange des Schönen bey andern Dingen vergleichen: ſo ſehen wir, daß die Unterſchiede der verſchiednen Sinne und ihrer Eindrücke, weit eher auf einander wechſelsweiſe Licht zu werfen dienen, und ſich zur Ergänzung eines gemeinſchaftlichen klaren und ſichern Begriffs vereinigen, als daß ſie dieſen Begriff durch ihre Mannichfaltigkeit und ihre verwickelte Natur verdunkeln ſollten.

Zu der oben angeführten Beſchreibung will ich nur noch eine oder zwey Anmerkungen hinzu ſetzen. Die erſte iſt: daß das Schöne in der

Musik keine so laute und starke Töne verträgt, als zur Erregung andrer Leidenschaften dienlich seyn mag; auch keine schwirrenden, heisern oder dumpfen Töne: es findet am meisten bey hellen, reinen, sanften und leisen Tönen statt. Die zweyte ist: daß große Abwechselungen, und schnelle Uebergänge aus einem Tone, aus einem Takte in den andern, dem Geiste des Schönen in der Musik zuwider sind. Solche Uebergänge können Lustigkeit, oder andre plötzliche und stürmische Leidenschaften erregen; aber nicht dieses Hinsinken, dieses Schmachten, welches die eigne Wirkung des Schönen bey jedem Sinne ist. In der That kömmt die Leidenschaft, die durch Schönheit erregt wird, einer Art Schwermuth näher, als der Fröhlichkeit und dem Scherze. Ich will hiermit die Musik nicht bloß auf Eine Art von Tönen oder Bewegungen einschränken; besonders, da ich mit dieser Kunst nicht genung bekannt bin. Meine Absicht bey dieser Anmerkung ist bloß, den Begriff der Schönheit fest zu setzen. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Eindrücken und Empfindungen, deren die menschliche Seele fähig ist, wird einem guten Kopfe und einem feinen Ohre, leicht eine eben so große Mannichfaltigkeit von Tönen an die Hand geben, durch welche er jene erregen kann. Dem kann es aber gar nicht nachtheilig seyn, wenn wir

einige

einige wenige zusammengehörige, und mit einander verbundne Stücke, aus dem unermeßlichen Haufen der verschiednen und oft widersprechenden Ideen aussondern, die gemeiniglich unter den Namen Schönheit zusammengefaßt werden. Und auch von diesen, ist meine Absicht, bloß diejenigen Grundbegriffe auszuzeichnen, die die Analogie des Gehörs mit den übrigen Sinnen, in Absicht auf ihre Ergötzung, darthun können.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Geschmack und Geruch.

Diese allgemeine Uebereinstimmung der Sinne fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man den Sinn des Geschmacks und Geruchs insbesondre betrachtet. Wir wenden durch eine sehr gewöhnliche Metapher, den Begriff des Süßen, auf Gestalten und Töne an. Weil aber diejenigen Eigenschaften der Körper, durch welche sie fähig werden, in jene beyden Sinne angenehme oder unangenehme Empfindungen zu erregen, nicht so deutlich sind, als bey den übrigen: so werden wir den Beweis ihrer Gleichartigkeit mit diesen, welche sehr genau ist, bis zu dem Theile aussetzen, wo wir die wirkende Ursache der Schönheit, die allen Sinnen gemeinschaftlich ist, untersuchen werden. Ich weis kein besser Mittel, die Idee der sichtbaren Schön-

heit klar und gewiß zu machen, als diese Vergleichung derselben, mit dem was für andre Sinnen reizend ist. Denn zuweilen ist der eine Theil dieses Begriffs bey dem einen Sinne klärer als bey dem andern; und wo einer gleich klar in allen ist, da können wir mit desto größrer Zuverläßigkeit etwas gewisses vor ihm festsetzen. Auf diese Weise wird der eine Sinn als ein Zeuge in der Sache des andern gebraucht. Die Stimmen der Natur werden gleichsam gesammlet, und es wird kein andrer Ausspruch über sie gefällt, als der uns von ihr ist vorgeschrieben worden.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Vergleichung des Erhabnen u Schönen.

Bey dem Beschlusse dieser allgemeinen Betrachtung der Schönheit werden wir ganz natürlich darauf geführt, das Schöne mit dem Erhabnen zu vergleichen; und diese Vergleichung wird uns einen merkwürdigen Kontrast zwischen beyden zeigen. Denn erhabne Gegenstände sind in ihren Dimensionen groß; schöne, vergleichungsweise klein. Das Schöne muß glatt und polirt; das Große rauh und nachläßig seyn. Schönheit muß die gerade Linie vermeiden, oder doch durch unmerkliche Stuffen von ihr abweichen; das Große liebt in vielen Fällen die geraden Linien, und wo

es

es abweicht, da macht es oft starke und plötzliche Abweichungen. Das Schöne darf nicht dunkel; das Erhabne muß zuweilen düstern und finster seyn. Das Schöne muß leicht, behend und zart; das Erhabne muß fest, standhaft und sogar massif seyn. In der That sind es zwey Ideen von sehr verschiedner Natur, da sich die eine auf Lust, und die andre auf Schmerz gründet. Und so weit sie sich auch auf ihrem Fortgange von der Natur dieser ersten Ursachen verlieren mögen: so halten doch diese Ursachen sie beständig in einer Entfernung, die niemals vergessen werden darf, wenn diese Leidenschaften erregt werden sollen. Freylich haben wir es bey der unendlichen Menge und Abwechselung der Combinationen in der Natur zu erwarten, daß auch der allerentferntesten Dinge Eigenschaften sich zuweilen in demselben Gegenstande vereinigen; freylich werden wir auch in Werken der Kunst zuweilen Zusammensetzungen dieser Art finden. Demohnerachtet wenn wir den Einfluß eines Gegenstandes über unsre Leidenschaften berechnen: so müssen wir dieß zum Grunde legen, daß wenn dieser Einfluß von einer gewissen herrschenden Eigenschaft des Dinges abhängt, der hervorgebrachte Eindruck um desto reiner und vollständiger seyn wird, je mehr alle übrige Eigenschaften des Gegenstandes, mit der herrschenden, von gleicher Natur und ähnlichen Wirkungen sind. „Wenn Schwarz und

„Weiß

„Weiß sich vermischt, sich wechselsweise mil-
„dert, auf tausendfache Art in einander ver-
„liert: hört es deswegen auf schwarz und
„weiß zu seyn?„

Wenn die Eigenschaften die zum Schönen, und diejenigen welche zum Erhabnen gehören, sich zuweilen beysammen finden, folgt daraus, daß sie im geringsten mit einander verwandt sind, folgt auch nur daraus, daß sie einander nicht entgegengesetzt und widersprechend seyn können? Schwarz und Weiß kann beysammen, kann unter einander gemischt seyn, aber es wird deswegen nicht dasselbe. Und wo sie so unter einander oder mit andern Farben vermischt sind: da thut auch das Schwarze nicht so die Wirkung des Schwarzen, noch das Weiße die Wirkung des Weißen, als wenn jedes allein, und von dem andern abgesondert wäre.

Ende des dritten Theils.

Philo-

Philosophische Untersuchung über den Ursprung unsrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen.

Vierter Theil.

Erster Abschnitt.

Von der wirkenden Ursache des Schönen und Erhabnen.

Wenn ich sage, ich will die wirkende Ursache des Schönen und Erhabnen untersuchen: so will ich dadurch nicht zu verstehen geben, daß ich bis zu der ersten Ursache werde kommen können. Ich getraue mir nicht einmal zu erklären, warum gewisse Veränderungen im Körper solche und keine andern Bewegungen in der Seele erregen; noch warum überhaupt die Seele Eindrücke vom Körper erhält, und der Körper unter dem Einflusse der Seele steht. Man sieht sehr leicht ein, daß

es unmöglich sey dieses zu erklären. Aber ich denke, schon damit wird etwas zur genauern Kenntniß unsrer Leidenschaften gethan seyn, wenigstens, in so weit sie zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung gehören: wenn wir nur zeigen können, welches eigentlich die Empfindungen der Seele sind, von welchen gewisse Bewegungen im Körper erregt werden; und welches die bestimmten Beschaffenheiten oder Veränderungen im Körper sind, welche gewisse Leidenschaften in der Seele hervor bringen. Und dieß ist, glaube ich, alles, was wir thun können. Könnten wir auch noch einen Schritt weiter gehen: so würden doch noch immer die gleichen Schwierigkeiten zurück bleiben, weil wir noch immer gleich weit von der ersten Ursache entfernt wären. Als Newton zuerst die Eigenschaft der Attraction entdeckte, und die Gesetze derselben fest setzte: so konnte er sie in Ansehung einiger der wichtigsten Erscheinungen in der Natur, mit Recht als eine Ursache ansehen, woraus sich jene erklären ließen; aber in Beziehung auf das allgemeine System der Dinge erkannte er sie für nichts mehr als für eine Wirkung, deren Ursache er damals sich noch nicht getraute anzugeben. Als er nachher anfieng, die anziehende Kraft durch einen feinen elastischen Aether zu erklären: so scheint dieser große Mann (wenn es erlaubt ist

an einem so großen Manne irgend etwas, das einem Fehler ähnlich sieht, zu bemerken:) so scheint er, sage ich, seine gewöhnliche behutsame Art zu philosophiren, verlassen zu haben. Denn gesetzt, es wäre alles das erwiesen, was er von dieser Materie behauptet hat: so würde sie uns doch vielleicht mit eben so vielen Schwierigkeiten zurück lassen, als mit welchen sie uns fand. Diese große Kette der Dinge, die Glied an Glied bis zu dem Throne Gottes hinauf steigt, kann niemals durch menschliche Geschicklichkeit aus einander genommen und zerlegt werden. So bald wir nur einen Schritt über die unmittelbar sinnlichen Eigenschaften der Dinge hinaus gehen: so bald verlassen wir unsre Sphäre. Alles, was wir hernach noch hervor bringen, ist nur ein schwaches ohnmächtiges Sträuben, welches zeigt, daß wir nicht mehr in unserm Elemente sind. Wenn ich demnach von Ursache und wirkender Ursache rede: so verstehe ich bloß gewisse Veränderungen in der Seele, die gewisse Bewegungen im Körper nach sich ziehn; oder gewisse Kräfte und Eigenschaften des Körpers, die eine Veränderung in der Seele wirken. Ich verfahre darinn eben so, als wenn man die Bewegung eines Körpers der zu Boden fällt, dadurch erklärt, indem man sagt daß er vermöge seiner Schwere falle, und die Art zeigt nach welcher die Schwere wirkt, ob man gleich

nicht zeigen kann, warum sie auf diese Art wirkt; oder so, wie man die Wirkungen an einander stoßender Körper aus den gemeinen Gesetzen der mitgetheilten Bewegung erklärt, ob man gleich auf keine Weise erklären kann, wie Bewegung selbst eigentlich mitgetheilt werde.

Zweyter Abschnitt.

Verknüpfung der Begriffe.

Ein großes Hinderniß, das uns bey der Untersuchung der Ursachen unsrer Leidenschaften im Wege steht, ist, daß wir die erste Veranlassungen zu denselben, die ersten Eindrücke durch welche die nachfolgenden bestimmt werden, zu der Zeit bekamen, in der wir am wenigsten über uns selbst nachdenken konnten, und der wir uns nachher am wenigsten wieder erinnern können. Denn ausser den natürlichen Eindrücken, die jedes Ding auf uns gleich anfangs vermöge seiner eignen Natur macht, entstehen in diesem Alter die Verknüpfungen jedes Dinges mit fremden Ideen und den Eindrücken andrer Dinge, die wir nachher sehr schwer von den natürlichen Wirkungen des Dinges selbst unterscheiden können. Ohne an den unerklärlichen Widerwillen zu denken, den gewisse Personen gegen ganz unschädliche Dinge haben:

ben: so finden wir es alle schlechterdings unmöglich uns zu erinnern, zu welcher Zeit uns ein Abgrund fürchterlicher wurde als eine Ebne, oder Feuer und Wasser fürchterlicher als ein Erdkloß; ob gleich dieß alles wahrscheinlicher Weise Schlüsse aus unsern Erfahrungen oder Folgen der Unterweisung, und einige dieser Eindrücke vielleicht erst spät bey uns entstanden sind. Unterdessen, so wie man es zugestehen muß, daß viele Dinge uns nicht deswegen auf eine bestimmte Weise rühren, weil ihre eigne Natur diese Empfindung hervor bringt, sondern weil wir sie in unsrer Vorstellung mit andern verknüpfen: so würde es doch auf der andern Seite ungereimt seyn, zu behaupten, daß alle Dinge uns bloß durch verknüpfte Begriffe afficirten. Denn gäbe es nicht gewisse ursprünglich und wesentlich angenehme oder unangenehme Dinge: woher sollten dann die Verknüpfungen kommen, durch welche die übrigen Dinge ihre Kraft uns auf eine angenehme oder verdrüßliche Weise zu rühren, erhalten? Eher also sollte man, glaube ich, billig die Ursache unsrer Leidenschaften nicht in verknüpften Begriffen suchen, bis man erst gewiß ist, daß sie sich in den natürlichen Eigenschaften des Dinges selbst nicht finden läßt.

Dritter Abschnitt.

Schmerz und Furcht.

Ich habe oben bemerkt, daß alles, was Schrecken verursachen kann, des Erhabnen fähig sey. Ich setze noch hinzu, daß viele Dinge, von welchen wir keine Gefahr besorgen, doch eine gleiche Empfindung hervor bringen können, weil sie auf eine ähnliche Weise auf uns wirken. Ich bemerkte ferner, daß sich aus allem, was Vergnügen, positives und ursprüngliches Vergnügen macht, das Schöne hervor bringen lasse. Um also die Natur dieser beyden Eigenschaften aufzuklären, ist es nothwendig erst die Natur des Schmerzens und des Vergnügens zu untersuchen, von welcher jene abhängen. Ein Mensch, der einen sehr heftigen körperlichen Schmerz leidet, (ich nehme den äußersten Grad des Schmerzens, weil alsdann die Wirkungen desto sichtbarer sind;) ein Mensch bey sehr großen Schmerzen, sage ich, hält seine Zähne über einander gebissen; seine Augenbraunen sind mit Gewalt zusammen gezogen; seine Stirne runzelt sich; seine Augen kehren sich einwärts, und rollen mit großer Heftigkeit herum; sein Haar steht empor; die Werkzeuge der Sprache pressen kurze, aber gewaltsame Seufzer und Geschreye aus; der ganze

Bau des Körpers schüttert. Furcht und Schrecken, welches Empfindungen des bevorstehenden Schmerzens oder Todes sind, haben ähnliche Wirkungen, die an Stärke den eben gedachten um desto näher kommen, je ähnlicher die Ursache, und je schwächer der Mensch ist. — Dieß geschieht nicht bloß bey dem Menschen; auch ein Hund, habe ich mehr als einmal bemerkt, krümmt sich, bellt und heult aus Furcht vor einer Strafe eben so, als wenn er wirklich die Schläge fühlte. Daraus schließe ich, daß Schmerz und Furcht im Körper einerley Veränderungen, nnr in verschiednen Graden wirken; daß Schmerz und Furcht in einer zu gewaltsamen Spannung der Nerven bestehen; daß diese Spannung manchmal eine unnatürliche Stärke hervor bringe, die dann plötzlich in eine eben so ausserordentliche Schwäche übergeht; daß diese Wirkungen oft mit einander abwechseln, und zuweilen sich mit einander vermischen. Dieß ist die Natur aller convulsivischen Bewegungen, besonders bey schwächlichen Körpern, bey welchen die Eindrücke des Schmerzens und der Furcht am grausamsten sind. Der ganze Unterschied unter beyden besteht darinn: daß die Dinge, welche Schmerz erregen, auf den Körper zuerst, und durch diesen erst auf die Seele wirken; die Dinge hingegen, welche Schrecken verursachen, die

körperlichen Bewegungen nur vermöge der Vorstellungen erregen, die sie in der Seele veranlassen. Aber da sie beyde, es sey in ihrer ersten oder ihrer letzten Wirkung, darinn überein kommen, daß sie eine Spannung, eine Zusammenziehung, oder eine gewaltsame Erschütterung der Nerven verursachen: so müssen sie hernach auch in allen ihren übrigen Folgen überein kommen. Mir scheint es, aus diesen und vielen andern Beyspielen, klar zu seyn: daß wenn der Körper, durch was für eine Ursache es auch sey, in diejenige Verfassung gesetzt wird, in die ihn sonst nur eine gewisse Leidenschaft der Seele zu setzen pflegt, er selbst etwas dieser Leidenschaft ähnliches in der Seele hervor bringe.

Vierter Abschnitt.

Fortsetzung.

Spon erzählt uns in seinen Recherches d'Antiquités eine hieher gehörige sonderbare Geschichte, von dem berühmten Physiognomist Campanella. Dieser Mann hatte, allem Ansehen nach, nicht nur sehr genaue Beobachtungen über die menschlichen Gesichtszüge gemacht, sondern er besaß auch in einem hohen Grade die Kunst die merklichsten nachzumachen. Wenn er

Lust hatte, die Neigungen derer, mit welchen er umgieng, zu erforschen: so nahm er, so genau als er konnte, das Gesicht, die Geberde, die ganze Stellung der Personen an, welche er untersuchte. Und dann gab er genau Acht, in was für eine Gemüthsverfassung er durch diese Veränderung gesetzt wurde. Auf diese Weise, sagt mein Schriftsteller, war er im Stande so vollkommen in die Gesinnungen und Gedanken des andern einzudringen, als wenn er sich in die Person desselben verwandelt hätte. So viel habe ich selbst oft erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines zornigen, sanftmüthigen, kühnen oder furchtsamen Menschen nachmache, ich in mir einen ganz unwillkührlichen Hang zu der Leidenschaft finde, deren sichtbare Zeichen ich nachzuahmen suche. Ja, ich bin überzeugt, man wird dieß beynahe nicht vermeiden können, gesetzt daß man sich auch Mühe gebe, die Leidenschaft von den ihr zugehörigen Geberden abzusondern. Unser Geist und unser Körper sind so genau und innig mit einander verbunden, daß eines weder Vergnügen noch Schmerz empfinden kann, ohne das andre daran Theil nehmen zu lassen. Dieser Campanella, von dem ich gesprochen habe, hatte es so sehr in seiner Gewalt, seine Aufmerksamkeit von den

stärksten körperlichen Leiden abzuwenden, daß er die Tortur selbst ohne viele Schmerzen ertragen konnte. Und von geringern Schmerzen muß es sich jedermann selbst bewußt seyn, daß so oft er seine Aufmerksamkeit auf irgend eine andre Sache hefften kann, der Schmerz für eine Zeit lang aufhört.

Im Gegentheil, wenn aus irgend einer Ursache, der Körper nicht in der Verfassung ist, die Geberden anzunehmen, oder sich in die Bewegungen setzen zu lassen, die von einer gewissen Leidenschaft ordentlicher Weise hervor gelangt werden: so entsteht auch diese Leidenschaft selbst nicht, wenn auch sonst noch so starke Ursachen zu derselben vorhanden wären, und wenn gleich diese Leidenschaft nur durch Vorstellungen wirkt, und keinen der äußern Sinne berührt. So wird ein Opiat, oder ein starker Liqueur, die Wirksamkeit der Traurigkeit, der Furcht oder des Zorns auf eine Zeitlang, troz allem Widerstande, aufheben, und dieß bloß, weil der Körper dadurch in eine Verfassung gesezt wird, die derjenigen entgegen ist, in welche er bey diesen Leidenschaften geräth.

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Wie das Erhabne hervor gebracht wird.

Aus dem also, was wir eben erst gesagt haben, daß der Schrecken in einer unnatürlichen Spannung, und in gewissen gewaltsamen Erschütterungen der Nerven besteht, folgt leicht, daß alles, was geschickt ist, eine solche Spannung hervor zu bringen, auch im Stande ist Schrecken zu wirken, und dem zufolge eine Quelle des Erhabnen zu werden, ob es gleich mit keiner Vorstellung von Gefahr verbunden ist. Um also die Ursache des Erhabnen zu zeigen, bleibt uns wenig mehr übrig, als darzuthun, daß die Beyspiele, die wir von demselben im zweyten Theile gegeben haben, von solchen Dingen hergenommen sind, die vermöge ihrer Natur diese Art von Spannung hervor bringen können, es sey daß sie unmittelbar und zunächst auf die Seele, es sey daß sie auf den Körper wirken. Was diejenigen Dinge betrifft, mit deren Begriffe sich die Vorstellung von Gefahr zusammen gesellt: so ist kein Zweifel, daß sie Schrecken hervor bringen, und also durch eine gewisse Modifikation dieser Leidenschaft wirken können. Und eben so ausgemacht ist es, daß der Schrecken, wenn

er

er stark genung ist, die obengedachten Bewegungen im Körper errege.

Aber wenn das Erhabne auf das Schrecken oder eine andre ihm ähnliche Leidenschaft gebaut ist, die den Schmerz zum Gegenstande hat: so ist es billig, vorläufig zu untersuchen, wie irgend eine Art von Wohlgefallen aus einer dem Scheine nach ihm so entgegenstehenden Ursache entspringen könne. Von Wohlgefallen, sage ich, nicht von Lust, weil, wie ich schon oft bemerkt habe, sich diese Empfindung in ihrer Ursache sowohl als in ihrer innern Beschaffenheit, von der wirklichen und positiven Lust unterscheidet.

Sechster Abschnitt.

Wie Schmerz die Ursache von einer uns angenehmen Empfindung werden kann.

Die Vorsehung hat unsre Natur so eingerichtet, daß ein Zustand der Ruhe und Unthätigkeit, so schmeichelhaft er in gewisser Absicht für unsre Trägheit seyn mag, doch viele unangenehme Folgen nach sich ziehet, und solche Unordnungen in unsrer Natur anrichtet, die uns nöthigen, zur Arbeit als einer Sache unsre Zuflucht zu nehmen, die

durchaus

durchaus nöthig ist, wenn wir unser Leben mit erträglicher Zufriedenheit hinbringen sollen. Denn dieß ist die Natur der Ruhe, daß sie alle Theile unsers Körpers schlaff macht, wodurch nicht nur die Glieder zu ihren Verrichtungen ungeschickt werden, sondern auch die Fibern ihre gehörige Spannung und diejenige Festigkeit verlieren, die zur Beförderung aller natürlichen Absonderungen nothwendig ist. Ueberdieß sind in diesem Zustande der Langenweile und der Unthätigkeit, die Nerven weit mehrern und weit gewaltsamern Convulsionen ausgesetzt, als wenn sie durch Arbeit abgehärtet und gestärkt werden. Schwermuth, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung, und oft Selbstmord sind die Folgen des finstern Blicks, den bey dieser Erschlaffung des Körpers alle Dinge für uns annehmen. Das beste Hülfsmittel gegen diese Uebel ist Bewegung und Arbeit; und Arbeit ist ein Ueberwinden von Schwierigkeiten, eine Aeusserung der zusammenziehenden Kraft unsrer Muskeln: und in so fern ist sie dem Schmerz, der auch in Spannung oder Zusammenziehung besteht, in allen Stücken ähnlich, ausser im Grade. Arbeit ist nicht bloß nöthig, um die groben sichtbaren Werkzeuge zu ihren Verrichtungen brauchbar zu machen; sie ist auch für die feinern und zärtern innern Organe nothwendig, auf welche, und durch welche die Einbil-

dungs=

dungskraft, und vielleicht die übrigen geistigen Kräfte wirken. Denn es ist wahrscheinlich, daß nicht bloß die untern Kräfte der Seele, wozu man die Leidenschaften rechnet, sondern der Verstand selbst sich gewisser feiner körperlichen Werkzeuge bey ihren Verrichtungen bedienen. Was dieß für Werkzeuge und wo sie sind, das würde freylich sehr schwer auszumachen seyn. Aber daß es deren giebt, erhellt daraus, weil eine lange Anstrengung der geistigen Kräfte, eine merkliche Ermüdung im ganzen Körper hervor bringt, und hinwiederum, große körperliche Arbeit oder Schmerz, die geistigen Kräfte schwächt und zuweilen zerstöhrt. So wie nun also eine gehörige Anstrengung den gröbern Muskeln unsers körperlichen Baues unentbehrlich ist, und sie ohne solche Erschütterungen kraftloß und unvermögend werden: so ist es auch mit den feinern Theilen, deren wir gedacht haben. Wenn sie in der gehörigen Verfassung bleiben soll, so müssen sie bis auf einen gewissen Grad erschüttert und in Bewegung gesetzt werden.

Siebenter Abschnitt.

Nothwendigkeit der Uebung für die feinern Organe.

So wie die gemeine Arbeit die Uebung der gröbern Theile unsers Systems ausmacht: so

so giebt eine gewisse Art von Schrecken die Uebung für die feinern Theile desselben ab. Wenn es Arten von Schmerz giebt, die das Auge oder das Ohr betreffen, so wird der Eindruck derselben, da diese Sinne die feinsten unter allen sind, dem Eindrucke von einer geistigen Ursache am nächsten kommen. Wenn Schmerz oder Schrecken in einem dieser Fälle so gemäßigt ist, daß er nicht wirklich und unmittelbar schädlich wird; wenn der Schmerz nicht bis zur wirklichen Zerrüttung der körperlichen Theile geht, und das Schrecken nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Person zu thun hat: alsdann sind diese Bewegungen, da sie die feinern oder gröbern Gefäße von gefährlichen und beschwerlichen Verstopfungen reinigen, im Stande, angenehme Empfindungen zu erregen; nicht Lust, sondern eine Art von wohlgefälligem Schauer, eine gewisse Ruhe, die mit Schrecken vermischt ist. Schrecken, da es sich auf die Selbsterhaltung bezieht, gehört zu den stärksten Leidenschaften. Sein Gegenstand ist das Erhabne. Das Erhabne in seinem höchsten Grade wirkt Erstaunen; in niedrigern Graden bringt es Ehrfurcht, Verehrung, Hochachtung hervor. — Wörter, welche zum Theil schon durch ihre Abstammung anzeigen, woher die Begriffe abgeleitet sind,

welche

welche durch sie ausgedrückt werden, und wie weit sie von positiver Lust unterschieden sind.

Achter Abschnitt.

Wie Dinge, die nicht gefährlich sind, Schrecken hervor bringen können.

Die Ursache des Erhabnen ist in allen Fällen eine Art von Schmerz oder Furcht. Was Dinge, die an sich schrecklich, oder mit der Idee von Gefahr zufälliger Weise verknüpft sind, betrifft: so ist, glaube ich, die vorhin gegebne Erklärung hinlänglich. Es wird etwas mehr Schwierigkeit machen, zu zeigen, daß die Dinge, die ich im zweyten Theile als Beyspiele des Erhabnen angeführt habe, eine Art von Schmerz hervor bringen oder mit der Vorstellung von Gefahr verknüpft seyn können, und daß sie sich also aus eben den Grundsätzen erklären lassen. Zuerst also von den Gegenständen, die körperlich groß sind. — Ich rede aber nur von Gegenständen des Gesichts.

Neunter Abschnitt.

Warum sichtbare Gegenstände von großen Dimensionen erhaben sind.

Das Sehen geschieht entweder, indem sich von den Lichtstralen, die der Gegenstand zurück wirft, auf einmal ein vollständiges Bild auf dem Netzhäutchen oder dem hintersten nervigten Theile des Auges formirt; oder indem, wie andre wollen, sich in jedem Augenblicke nur ein einziger Punkt des Gegenstandes in dem Auge so abbildet, daß wir ihn deutlich wahrnehmen, und erst durch die schnelle Bewegung des Auges von einem Theile zum andern die sämmtlichen Punkte erhalten werden, aus welchem wir das Bild des Ganzen zusammen setzen. — Nimmt man die erste Meynung an: so bedenke man, daß, obgleich alsdann das ganze Licht, das von einem großen Körper zurücke prallt, das Auge mit einemmale trifft, wir uns doch den Körper selbst, als aus einer großen Menge einzelner Punkte zusammengesetzt vorstellen müssen, wovon jeder einen besondern Stral auf das Netz des Auges wirft. Wenn also gleich der Eindruck, den der Lichtstral Eines Punktes macht, nur eine geringe Spannung der Netzhaut verursacht: so muß doch ein zweyter, dritter, vierter folgender Stoß, die erste Spannung vergrö-

ßern, bis sie endlich auf den höchsten Grad steigt: und wenn der ganze Raum des Auges in allen seinen Theilen erzittert: dann muß der Eindruck dem Schmerze sehr nahe kommen, und eben deswegen die Idee von etwas Erhabnem hervor bringen können. Nehmen wir im Gegentheile an, daß nur Ein Punkt des Gegenstandes auf einmal vom Auge empfunden wird: so wird die Sache dennoch beynahe dieselbe, oder es wird vielmehr alsdann noch deutlicher seyn, wie Erhabenheit aus der Größe der Ausdehnung entspringe. Denn wenn das Auge in jedem Augenblicke nur Einen Punkt sieht: so muß es mit der größten Schnelligkeit den weiten Raum solcher Körper durchlaufen, und also müssen die feinern Nerven und Muskeln, die zu dieser Bewegung bestimmt sind, sehr ausgedehnt, und weil sie äußerst empfindlich sind, durch diese Ausdehnung sehr afficirt werden. Ueberdieß ist es in Ansehung der Wirkung aufs Auge einerley, ob alle Theile eines Körpers ihren Eindruck auf einmal, oder ob sie ihn nach einander, aber mit solcher Geschwindigkeit machen, daß sie zugleich empfunden zu werden scheinen, wie dieß aus der bekannten Erfahrung erhellt, daß eine brennende Fackel oder ein glimmendes Stück Holz, das man schnell im Kreise herum dreht, ein zusammenhängender Zirkel von Feuer zu seyn scheint.

Zehnter Abschnitt.

Warum zu der Größe des Umfanges Einheit erfordert werde.

Man könnte gegen diese Theorie den Einwurf machen, daß ja beynahe zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge falle; und daß also die Menge der Stralen von Einem großen Objekt dasselbe nicht stärker afficiren könne, als eine gleiche Menge Stralen von vielen kleinen Objekten, so wie es dieselben immer empfängt so lange es offen steht. Hierauf antworte ich: wenn man auch annimmt, daß zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge fällt, oder eine gleiche Anzahl von Lichttheilchen auf dasselbe wirket: so wird doch alsdann, wenn diese Stralen oft, entweder in ihrer Natur abwechseln, als von blau zu roth und so fort, oder in der Art ihrer Begränzung, als von Triangeln zu Vierecken und andern Figuren, das Auge, bey jedem Wechsel, es sey der Farbe oder der Gestalt, eine Art von Losspannung und von Ruhe erhalten. Aber eine so oft abwechselnde Anstrengung und Loßspannung ist weder eine wirkliche Erholung, noch hat sie die Wirkung einer muntern und fortgesetzten Arbeit. Wer bemerkt hat, wie verschieden die Empfindung ist, wenn man mit einem einzigen großen

Werke, und wenn man mit einer Menge kleiner zeitraubender Arbeiten beschäfftigt ist, der wird begreiffen, warum eine solche neckende ruckweise Bewegung eines körperlichen Werkzeuges, die dasselbe zugleich ermüdet und schwächt, nichts Erhabnes hervor bringen könne. Diese Art von Stößen, die mehr verdrüßlich als schmerzhaft, mehr beunruhigend als gewaltsam sind, verhindern durch die beständigen und plötzlichen Abänderungen ihrer Stärke und ihrer Richtung, diejenige volle Spannung, die Art gleichförmiger fortdaurenden Anstrengung, mit welcher der starke Schmerz verbunden, und welche die Ursache des Erhabnen ist. Eine Summe von vielen Dingen verschiedner Art, wenn derselben auch eben so viele sind, als gleichförmige Theile in einem gewissen andern einzigen Gegenstande, thut doch auf unsere Körper nicht dieselbe Wirkung. Ausser dem schon angezeigten Grunde, giebt es noch einen andern sehr starken Grund dieses Unterschiedes. Die Seele kann in der That schwerlich auf mehr als ein Ding auf einmal Acht haben. Ist dieses Ding klein: so ist auch die Wirkung klein; und die Menge der andern kleinen Dinge, die neben dem ersten sind, wird eben jetzt nicht bemerkt. Die Seele wird von den Gränzen des Gegenstandes gleichsam eingeschlossen; und das, worauf man keine Aufmerksamkeit wendet, ist

beynahe

beynahe eben so viel, als was nicht vorhanden ist. Aber bey großen Ganzen die in ihren Theilen gleichförmig sind, geräth die Seele oder das Auge, (denn hier gilt das eine für das andre) nicht so geschwind an die Gränze. So lange es in der Beschauung derselben begriffen ist, ruht es nirgends. Das Bild des Dinges ist beynahe in allen seinen Theilen dasselbe. Jedes Ding also, das durch seine Ausdehnung erhaben werden soll, muß ein Einziges einfaches Ganze seyn.

Eilfter Abschnitt.

Von dem künstlich Unendlichen.

Wir haben angemerkt, daß eine Art des Erhabnen aus dem künstlich Unendlichen entspringe; und daß dieses Unendliche in einer gleichförmigen Folge großer Theile bestehe. Wir haben ferner bemerket, daß bey Tönen diese gleichförmige Folge eben dieselbe Wirkung thue. Aber weil die Art und Weise wie viele Dinge auf uns wirken, bey dem einen Sinne klärer ist als bey dem andern, und alle Sinnen überhaupt eine große Aehnlichkeit mit einander haben, und sich wechselsweise aufklären: so will ich von der Kraft die das Unendliche bey Tönen hat, zuerst reden, weil es hier etwas leichter ist, die Ursache zu finden,

den, warum ein solches Unendliche dem Gehöre erhaben scheint. Und hier will ich ein für allemal anmerken, daß die Erforschung der natürlichen und mechanischen Ursachen unsrer Leidenschaften, wenn sie uns gelingt, ausser der Befriedigung unsrer Wißbegierde, auch noch den Vortheil habe, daß sie allen Regeln der Künsten oder der Moral Licht und Gewißheit mittheilt.

So oft das Ohr nur einen einfachen Schall vernimmt: so oft bekömmt es nur einen einzelnen Stoß der Luft, der die Ohrdrommel, und die übrigen membranösen Theile, nach Beschaffenheit und Stärke des Stoßes, in eine zitternde Bewegung setzt. Ist der Stoß stark: so wird das Gehör-Werkzeug bis auf einen merklichen Grad gespannt. Wird der Stoß in kurzer Zeit darauf wiederholt: so wird durch diese Wiederholung die Erwartung eines dritten Stoßes erregt. Diese Erwartung aber hat selbst wieder die Eigenschaft, daß sie eine Spannung verursacht. Man kann dieß sehr deutlich an vielen Thieren sehen, die, wenn sie sich gefaßt machen, irgend einen Schall zu hören, sich in die Höhe richten, und die Ohren spitzen; so, daß also hier die Wirkung des Schalls durch ein neues Hülfsmittel, die Erwartung, beträchtlich vermehrt wird. Ob wir aber gleich nach einer gewissen Anzahl von Stößen, noch mehrere erwarten,

ten: so werden wir doch, da wir die Zeit, wenn sie ankommen werden, nicht mit Genauigkeit zu bestimmen wissen, alsdann wenn sie ankommen, überrascht; und dieß vergrößert die Spannung noch mehr. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß, wenn ich zuweilen recht eifrig auf einen Schall, der nach gewissen Pausen wieder kam, (z. E. das Abfeuern einer Kanone) horchte, ich doch, wenn er nun erfolgte, ein wenig zusammen fuhr, so gewiß ich auch seine Wiederkunft erwartet hatte. Die Ohrdrommel litt eine zuckende Bewegung, und der ganze Körper nahm an dieser Bewegung Theil. Wenn auf diese Art die Spannung des sinnlichen Werkzeugs bey jedem Schlage, durch die vereinigte Kraft des Stoßes selbst, der Erwartung, und der Ueberraschung, wächst: so kömmt sie nach und nach zu der Höhe, in welcher sie des Erhabnen fähig werden kann; sie gelangt gerade bis an die Gränze des Schmerzens. Selbst, wenn der äußre Schall aufgehört hat, fahren die Gehörwerkzeuge, wenn sie oft hinter einander auf eine ähnliche Weise sind in Bewegung gesetzt worden, noch einige Zeit fort, auf die nämliche Weise zu zittern. Und dieß ist noch ein neuer Zusatz zu der Größe der Wirkung.

Zwölfter Abschnitt.

Die Schwingungen müssen ähnlich seyn.

Aber wenn nicht bey jedem Stoße, die Art der Schwingungen in der Luft dieselbe ist: so kann sich der Eindruck derselben nicht weiter erstrecken, als so lange die wirklichen Stöße dauren. Denn man bewege irgend einen Körper, z. E. eine Pendul, nach einer Richtung, und sie wird so lange fortfahren, sich in demselben Zirkelbogen hin und her zu schwingen, bis sie durch die bekannten Ursachen in Ruhe gebracht wird. Aber wenn man sie zuerst nach einer Richtung in Bewegung setzt, und dann sie nach einer andern anstößt: so kann sie nimmermehr ihre erste Richtung wieder annehmen. Denn weil sie sich niemals selbst bewegen kann: so muß sie immer nur die Bewegung haben, die ihr durch den letzten Stoß ist beygebracht worden. Hingegen stößt man sie verschiedenemale nach derselben Richtung an: so wird sie einen größern Bogen beschreiben, und ihre Bewegung wird länger fortdauren.

Dreyzehnter Abschnitt.

Erklärung der Wirkung, die eine gleichförmige Folge bey Gegenständen des Gesichts thut.

Wenn wir einmal deutlich begreifen, wie ein Ding auf den einen unsrer Sinne wirkt: so kann wenig Schwierigkeit mehr dabey seyn, den Eindruck desselben auf einen andern Sinn zu erklären. Bey jedem Sinne also, viel von den Empfindungen zu reden, worinnen er mit den schon erklärten Empfindungen andrer Sinne überein kömmt, würde uns mehr durch Weitschweifigkeit und Wiederholungen ermüden, als unsrer Materie ein neues Licht geben. Aber da wir in dieser Abhandlung hauptsächlich auf das Erhabne, in so fern es in Gegenständen des Gesichts vorkömmt, unser Augenmerk richten: so müssen wir noch insbesondre untersuchen, warum eine lange fortgehende Reihe gleichförmiger Theile, die in einer geraden Linie stehen, einen erhabenen Anblick mache; und nach was für Gesetzen eine solche Anordnung einer in Vergleichung kleinen Quantität Materie, ein weit größres Ansehn, und mehr Hoheit geben könne, als eine weit größere Quantität in einer andern Lage der Theile, hervor bringt. Um die Unsicherheit, die bey

bloß abstrakten Begriffen ist, zu vermeiden, wollen wir uns eine Kolonnade von gleichförmigen Säulen vorstellen, die alle in gerader Linie gestellt sind. Wir wollen unsern Standort so nehmen, daß wir längst dem Säulengange hinsehen können, weil er aus diesem Gesichtspunkte die beste Wirkung thut. In dieser Lage also ist klar, werden von dem ersten runden Pfeiler Strale ins Auge fallen, die eine Vibration dieser Art, d. h. das Bild des Pfeilers selbst, in dem Auge hervor bringen werden. — Der unmittelbar darauf folgende Pfeiler verstärkt diese Vibration; der dritte wiederholt den Eindruck von neuem, und erhöht ihn. Und so, wie Säule auf Säule folgt, so folgt im Auge Schlag auf Schlag, und Stoß auf Stoß, bis endlich das Auge, das lange auf einerley bestimmte Art in Bewegung gesetzt war, außer Stand ist, seinen Gegenstand sogleich wieder zu verlieren. Und da es durch diese fortgesetzte Erzitterungen sehr gewaltsam ist bewegt worden: so stellt es der Seele einen Begriff von etwas Großem und Erhabnem dar. Aber gesetzt, anstatt der Reihe gleichförmiger Säulen, sähe man einen Gang, wo immer ein viereckigter Pfeiler mit einem runden abwechselte. In diesem Falle vergeht die Vibration, die durch die Stralen des ersten runden Pfeilers ist erregt worden, beynahe so gleich, als sie entstanden ist; und eine ganz andre Art von

Bewe-

Bewegung, so wie sie eine viereckigte Säule erregt, tritt an ihre Stelle. Diese weicht eben so geschwind wieder dem Eindrucke der runden: und so fährt das Auge fort, so lange als das Gebäude fortgeht, wechselsweise ein Bild aufzunehmen, und ein andres bey Seite zu legen. Es muß also ganz offenbar bey dem letzten Pfeiler der Eindruck noch eben so wenig geschickt seyn, sich von selbst zu verlängern, als bey dem ersten; weil das sinnliche Werkzeug in der That keinen weitern Eindruck behält, als von dem letzten, und niemals sich selbst wieder in die vorige von dieser verschiedne Bewegung setzen kann. Ueberdieß ist jede Abwechselung in den Theilen des Gegenstandes eine Ruhe und eine Erholung für die Werkzeuge des Sehens; und diese Erholungen hindern es, daß die Bewegung so stark werden kann, als es zur Hervorbringung des Erhabnen nöthig ist. Um also bey solchen Gegenständen, als der eben angezeigte ist, eine vollkommne Hoheit zu bewirken, muß Gestalt, Lage, und Färbung der Theile ganz einfach und gleichförmig seyn. Aber, könnte man sagen, wenn Succession und Einförmigkeit das Erhabne ausmachen, warum ist dann eine lange nackte Mauer nicht ein eben so erhabner Gegenstand, als eine Reihe Säulen? Die Folge der Theile ist ja dort ebenfals nirgends unterbrochen; das Auge wird nir-

gends

gends aufgehalten, es kann nichts gleichförmigers gedacht werden. Es ist gewiß, eine lange nackte Mauer macht bey weitem kein so hohes Ansehn, als ein Säulengang von gleicher Höhe und Länge. Aber der Grund des Unterschiedes ist nicht schwer zu finden. Wenn wir eine bloße Mauer ansehen, so durchläuft das Auge den ganzen Raum des Gegenstandes, weil er durchaus eben und gleich ist, mit großer Geschwindigkeit, und kömmt also sehr zeitig ans Ende. Es ist wahr, es wird in seinem Fortgange von nichts aufgehalten; aber es findet auch auf seinem Wege nichts, bey dem es sich so lange verweilen könnte, daß daraus ein großer und dauerhafter Eindruck entstünde. Der Anblick einer nackten Mauer, wenn sie eine große Höhe und Länge hat, ist unstreitig erhaben; aber dieß ist nur Eine Idee, nicht eine Wiederholung ähnlicher Ideen. Sie ist also groß, nicht so wohl zu Folge des Principii der Unendlichkeit, als des Principii der Ausdehnung. Von einem einzigen Stoße aber, er müßte denn von einer ungeheuren Stärke seyn, werden wir niemals so stark in Bewegung gesetzt, als von einer Menge auf einander folgender ähnlicher Stöße; weil nämlich bey einem einzelnen Stoße, die Nerven des Sensorii, nicht, so zu sagen, diejenige Fertigkeit zur Wiederholung derselben Empfindung bekommen, die sie haben müssen,

sen, wenn sie dieselbe auch nach dem Aufhören der äussern Veranlassung fortsetzen sollen. Ueberdieß findet der Theil des Eindrucks, den ich, in dem zweyten Abschnitte, der Erwartung und der Ueberraschung zuschrieb, bey der nackten Mauer nicht statt.

Vierzehnter Abschnitt.

Prüfung der Meynung des Locks, über das Fürchterliche der Dunkelheit.

Lock hat die Meynung, daß der Eindruck des Schreckens den die Finsterniß macht, kein natürlicher Eindruck sey; und daß, obgleich ein übermäßiges Licht dem Auge Schmerzen verursacht, doch der größte Grad der Dunkelheit ihm auf keine Weise beschwerlich sey. Er macht an einem andern Orte die Anmerkung, daß, nachdem einmal eine Amme oder eine alte Frau die Vorstellung von Gespenstern und Poltergeistern mit der Vorstellung der Finsterniß zusammengesellt haben, die Nacht von der Zeit an immer der Einbildungskraft widrig und schrecklich vorkomme. Das Ansehen dieses großen Mannes ist in der That von solchem Gewichte, als das Ansehn irgend eines Menschen seyn kann; und sein Urtheil scheint unsern Grundsätzen zu widersprechen. Wir haben die

Dunkelheit als eine Ursache des Erhabnen angesehen; und zugleich haben wir das Erhabne aus einem auf gewisse Art bestimmten Schmerz oder Schrecken hergeleitet. Wenn also die Dunkelheit niemanden verdrüßlich oder schrecklich ist, als dem, der seinen Kopf zeitig mit abergläubischen Meynungen angesteckt hat: so kann es auch bey allen übrigen keine Quelle des Erhabnen seyn. Aber, bey aller Achtung gegen den Ausspruch eines solchen Richters, scheint es mir doch, daß Nebenideen einer weit allgemeinern Art, Nebenideen, die bey allen Menschen statt finden, die Finsterniß schrecklich machen. Eine vollkommne Dunkelheit macht es uns unmöglich, zu wissen in was für einem Grade der Sicherheit wir uns befinden. Wir kennen die Gegenstände nicht, die uns umgeben. Alle Augenblicke können wir uns gegen etwas gefährliches, das in unserm Wege liegt, stoßen. Bey dem ersten Schritte den wir thun, können wir in einen Abgrund fallen. Kömmt ein Feind auf uns los, so wissen wir nicht die Seite, von der wir uns vertheidigen sollen. Stärke ist alsdann kein sichrer Schutz mehr. Klugheit kann bloß nach Muthmassungen verfahren. Auch der kühnste wird unschlüssig, und der welcher sonst nichts zu seiner Vertheidigung verlangen würde, muß nach Licht flehen.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ᾽ ἠέρος υἷας
Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ᾽ αἴθρην, δὸς δ᾽ ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον.

„Jupiter, errette die Achäer von dieser Finster-
„niß. Schaffe mir Tag, laß diese Augen sehen,
„und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte
„fallen.„

Was die verknüpften Begriffe von Geistern und Gespenstern betrifft: so ist es gewiß weit natürlicher zu glauben, daß Finsterniß, weil sie ursprünglich eine schreckhafte Vorstellung war, als eine schickliche Scene für solche fürchterliche Erscheinungen angesehen wurde, als daß diese Erscheinungen die Dunkelheit fürchterlich machten. Zu einem Irrthume der ersten Art wird die menschliche Seele sehr leicht veranlasset. Aber daß eine zu allen Zeiten und an allen Orten so allgemein fürchterliche Idee als Finsterniß, bloß durch ein paar einfältige Mährchen, oder eine andre so nichtsbedeutende Ursache fürchterlich geworden seyn sollte, das ist sehr schwer zu begreifen.

Funfzehnter Abschnitt.

Dunkelheit ist ihrer eignen Natur nach fürchterlich.

Vielleicht wird es sich bey einer genauern Untersuchung zeigen, daß Dunkelheit und Schwärze, bloß vermöge ihrer natürlichen Wirkung aufs Auge, ohne alle damit verknüpfte Nebenvorstellungen unangenehm sind. Ich muß anmerken, daß Dunkelheit und Schwärze im Grunde einerley Ideen sind, und daß sie sich bloß dadurch unterscheiden, daß die Schwärze eine eingeschränktere Finsterniß ist. Cheselden hat uns eine merkwürdige Geschichte eines Knaben geliefert, der blind gebohren, und bis in sein 13tes oder 14tes Jahr blind geblieben war; dem in diesem Alter der Staar gestochen, und durch diese Operation zu seinem Gesichte verholfen wurde. Unter vielen andern merkwürdigen Umständen, die seine ersten Wahrnehmungen und Beurtheilungen sichtbarer Gegenstände begleiteten, erzählt Cheselden, daß als er zum erstenmal etwas schwarzes sahe, er eine sehr widrige Empfindung hatte, und daß ihm einige Zeit darauf, der Anblick einer Negerinn die ihm zufälliger Weise zu Gesicht kam, Abscheu und Schrecken machte. Der Abscheu und das Schrecken konnten hier schwerlich aus irgend einer

Verknü-

Verknüpfung von Nebenideen entstehen. Der Knabe war, nach der ganzen Erzählung, für sein Alter ausnehmend verständig, und auf seine eigne Empfindungen aufmerksam. Er würde sich also wahrscheinlicher Weise der unangenehmen Nebenvorstellungen die er mit dem Anblicke des Schwarzen verband, bewust gewesen seyn; wenn diese Nebenvorstellungen den Verdruß und die Unruhe erregt hätten, die er bey diesem Anblicke empfand. Denn wenn eine Idee bloß durch gewisse Verknüpfungen, die man zwischen ihr und andern Vorstellungen macht, unangenehm wird: so kann man bey dem erstenmale, da diese Verknüpfung gemacht wird, die Ursache des widrigen Eindrucks jener Idee, sehr leicht entdecken. — Und wenn gewöhnlicher Weise diese Ursache für uns unsichtbar ist: so kömmt dieß bloß daher, weil diese Verknüpfungen sehr zeitig sind gemacht, und der Eindruck nachher sehr oft ist wiederholt worden. In unserm Falle aber war zu Entstehung einer solchen Gewohnheit noch nicht Zeit genung gewesen; und man hat also nicht mehr Grund, den widrigen Eindruck den das Schwarze auf den jungen Menschen gemacht hat, der Verknüpfung desselben mit unangenehmen Nebenideen, als den angenehmen Eindruck lichter und fröhlicher Farben, der Verknüpfung angenehmer Nebenideen zuzuschreiben.

Sechszehnter Abschnitt.

Warum Finsterniß schrecklich ist.

Es ist der Mühe werth zu untersuchen, wie Dunkelheit auf so eine Weise wirken könne, daß sie Schmerz macht. Man weis aus der Erfahrung, daß nach einer weisen Einrichtung der Natur, der Stern im Auge, so wie wir uns vom Lichte entfernen, sich durch Zurücktretung der Iris mehr und mehr erweitere. Wenn nun das Licht uns nicht bloß um einige Grade entzogen, sondern auf einmal und gänzlich genommen wird; und so wird natürlicher Weise die Zusammenziehung der Contral-Fibern der Iris nach Proportion größer seyn. Durch eine sehr große Dunkelheit kann endlich dieser Theil so zusammen gezogen werden, daß die Nerven aus denen er besteht, über ihre natürliche Höhe gespannt, und also schmerzhafte Empfindungen hervor gebracht werden. Eine solche Spannung scheint wirklich vorhanden zu seyn, wenn wir uns in einer dicken Finsterniß befinden. Denn so lange als das Auge in diesem Zustande offen bleibt, äußert es beständig ein gewisses Bestreben Licht aufzufassen. Dieß ist aus den Funken und den leuchtenden Figuren klar, die alsdann vor demselben herum flattern, und die nichts anders als Wirkungen kleiner Zuckungen

sind,

sind, die aus der Anstrengung des Auges zur Verfolgung seines Gegenstandes entspringen. Man weis aus der Erfahrung, daß außer dem wirklichen Lichte, noch verschiedne andre starke Eindrücke die aufs Auge geschehen, die Vorstellung von Licht hervor bringen können. Einige, welche zugeben, daß Dunkelheit eine Ursache des Erhabnen seyn könne, werden vielleicht aus der Erweiterung des Sterns die im Finstern vorgeht, schliessen wollen, daß eine Erschlaffung der Fibern eben sowohl den Eindruck von Erhabenheit wirken können, als die gewaltsame Spannung derselben. Aber ich glaube, diese bedenken nicht, daß, obgleich der kreisförmige Rand der Iris in gewissem Verstande ein Sphinkter ist, der durch eine bloße Erschlaffung der Iris erweitert werden kann: er doch in dieser einen Betrachtung von den meisten übrigen Sphinktern des Körpers unterschieden sey, daß er entgegen wirkende Muskeln hat, welches nämlich die gegen den Mittelpunkt der Iris zulaufenden Fibern sind. Die kreisförmige Muskel hat nicht so bald nachgelassen, als diese Fibern, die nun kein Gegengewicht mehr haben, mit Gewalt zurück gezogen werden, und den Stern auf eine beträchtliche Weite öffnen. Gesetzt aber, wir wären davon nicht unterrichtet: so würde doch jeden sein eignes Gefühl lehren können, daß, wenn man an einem finstern Orte die

Augen offen hat, und sich anstrengt zu sehen, ein merklicher Grad von Schmerz darauf folge. Ich habe einige Frauenzimmer bemerken hören, daß, wenn sie lange Zeit auf einem schwarzen Grunde gearbeitet haben, ihre Augen so schmerzhaft und schwach geworden sind, daß sie kaum haben sehen können.

Gegen diese Theorie von den körperlichen Wirkungen der Finsterniß, könnte man vielleicht einwenden, daß der widrige Eindruck der Finsterniß oder der Schwärze mehr in der Seele als im Körper zu seyn scheine; und ich gestehe es, daß er so scheint. Aber so scheinen alle Eindrücke, die von den Bewegungen der feinern Theile unsrer Organisation abhängen. Die üble Wirkung des schlechten Wetters zeigt sich oft durch nichts anders, als durch Niedergeschlagenheit und Unmuth; obgleich ganz unstreitig in diesem Falle die körperlichen Werkzeuge zuerst leiden, und die Seele erst durch diese.

Siebenzehnter Abschnitt.

Die Wirkungen des Schwarzen.

Das Schwarze ist die Finsterniß in einem Theile des sichtbaren Raums; und einige seiner Wirkungen kommen also davon her, daß

anders gefärbte Körper damit vermischt, oder um dasselbe herum sind. An und für sich kann Schwarz nicht für eine Farbe angesehen werden. Schwarze Körper, da sie keine oder wenig Stralen zurück werfen, sind für das Auge eben so viele leere Räume, die unter die Körper welche wir sehen, untergemischt sind. Wenn das Auge auf einen von diesen leeren Plätzen geräth, nachdem es durch die Einwirkung der umliegenden Farben in einen gewissen Grad von Spannung ist gesetzt worden: so erschlafft es mit einemmale, und wird eben so plötzlich, durch eine Art von Schnellkraft, wieder gespannt. Um dieß zu erläutern, dürfen wir uns nur erinnern, daß, wenn wir uns auf einen Stuhl setzen wollen, und wir ihn niedriger finden, als wir ihn erwarteten, der Stoß sehr heftig ist; weit heftiger, als wir ihn natürlicher Weise bey einem Falle von einer so kleinen Höhe, als der Unterschied eines Stuhls von dem andern ist, erwarten sollten. Wenn wir eine Treppe zu Ende gestiegen sind, und wir aus Unachtsamkeit noch eine Stuffe, auf eben die Art wie die vorhergehender, weiter steigen wollen: so ist der Stoß, den wir uns geben, äußerst hart und unangenehm. Und doch könnten wir uns keinen solchen Stoß mit aller angewandten Mühe verursachen, so bald wir ihn erwarteten, und darauf gefaßt wären. Wenn ich sage, daß die Ursache

davon in dem Unerwarteten des Erfolgs liegt: so rede ich nicht bloß von derjenigen Erwartung, die eine Vorstellung der Seele ist: ich meyne zugleich, daß, so oft ein sinnliches Werkzeug eine Zeitlang einerley Art von Eindrücken bekommen hat, und es plötzlich einen gegenseitigen Eindruck erhält, eine zuckende Bewegung entstehe; eine eben solche Zuckung, dergleichen entsteht, wenn etwas gegen unsre geistige Erwartung sich ereignet. Ohnerachtet es beym ersten Anblicke befremden kann, daß eben dieselbe äußere Veränderung, welche eine Nachlassung und Erschlaffung der Fibern wirkt, gleich darauf ein heftiges und convulsivisches Ausdehnen hervor bringen soll: so verhält es sich doch in der That so; und es verhält sich so bey jedem Sinne. Jedermann weis, daß der Schlaf eine Losspannung der Fibern sey, und daß deswegen die Stille und die Ruhe, weil sie die Gehörwerkzeuge von allem, was sie in Bewegung und Anstrengung setzen könnte, befreyt, überhaupt genommen, am geschicktesten sey, diese Erschlaffung hervor zu bringen. Demohnerachtet, wenn ein Mensch durch gewisse dunkle murmelnde Töne ist in Schlaf gewiegt worden, und man diesen Schall auf einmal unterbricht: so wird er erwachen. Die Theile seines Körpers werden nämlich alsdann plötzlich aus der kleinen Spannung gebracht, in der sie durch

die

die Wirkung dieses Schalls erhalten wurden, und der Mensch erwacht. Dieß habe ich oft selbst erfahren, und ich habe es andre, die gute Beobachter waren, bestätigen hören. Eben so, glaube ich, daß wenn jemand am hellen Tage einschliefe, und man auf einmal alles finster machen wollte, der Schlaf in diesem Falle durch die Dunkelheit unterbrochen werden würde; obgleich an und für sich Dunkelheit und Stille, wenn sie sich nicht plötzlich, sondern nach und nach einstellen, die besten Beförderungsmittel des Schlafes sind. Dieß war damals eine bloße Muthmassung, da ich zuerst diese Anmerkung niederschrieb; aber ich habe es seit der Zeit wirklich erfahren. Ausserdem habe ich, und mit mir tausend andre die Erfahrung gemacht, daß wir bey dem ersten Anfalle vom Schlafe, oft auf einmal wieder mit einem heftigen Zusammenfahren erwachten, und daß vor diesem Zusammenfahren gemeiniglich ein Traum vorher gieng, als wenn wir von einer steilen Höhe herab fielen. Woher kann diese so seltsame Bewegung kommen, als von der zu plötzlichen Erschlaffung des Körpers, der alsdann vermöge eines natürlichen Mechanismus, seine vorige Spannung durch eine schnelle und lebhafte Wirksamkeit der zusammenziehenden Kräfte der Muskeln, wieder herzustellen sucht? Der Traum selbst wird durch diese Erschlaffung veranlasset;

lasset; er ist zu einfach, als daß er eine andre Ursache haben könnte. Weil es nämlich bey dem Fallen allemal geschieht, daß die Theile des Körpers plötzlich loslassen und zusammen sinken: so bringt dieser Zustand des Körpers auch alsdann, wenn er von einer andern Ursache herkömmt, in der Seele die Idee des Falles hervor. Weil aber bey einem vollkommen gesunden und starken Körper, alle Veränderungen weniger plötzlich, und weniger gewaltsam sind: so werden wir auch in diesem Zustande von dieser unangenehmen Empfindung weniger wissen.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Wirkung einer gemäßigten Schwärze.

Obgleich der Eindruck des Schwarzen ursprünglich verdrüßlich ist: so dürfen wir doch nicht glauben, daß er beständig so bleibe. Gewohnheit macht uns alle Dinge erträglich; und wenn wir einmal des Anblicks schwarzer Gegenstände gewohnt sind, und die Furcht sich verlohren hat: so mildert auch noch überdieß das Glatte Gleißende, das schwarz gefärbten Körpern eigen zu seyn pflegt, in gewisser Maaße, das traurige und widrige der Farbe selbst. Demohnerachtet

achtet hört jener natürliche erste Eindruck nicht ganz auf. Das Schwarze wird allemal etwas melancholisches an sich haben, weil das Auge allemal den Uebergang von ihm zu andern Farben zu gewaltsam finden wird. Nimmt es aber den ganzen Gesichtskreis ein, so wird es zur Finsterniß; und alsdann läßt sich alles das, was wir von der Dunkelheit gesagt haben, darauf anwenden. Ich habe nicht die Absicht, alles von Grund aus zu untersuchen, was zur Theorie der Wirkungen von Licht und Finsterniß gehört; noch will ich alle Arten von Eindrücken aus einander setzen, die die verschiednen Abänderungen und Mischungen dieser beyden Ursachen hervor bringen können. Wenn die angeführten Beobachtungen richtig und in der Natur gegründet sind: so halte ich sie für vollkommen hinlänglich alle Erscheinungen zu erklären, die aus der Verbindung des Schwarzen mit andern Farben entspringen. Alle einzelne Fälle durchzugehn, oder jeden Einwurf zu beantworten, würde eine unendliche Arbeit seyn. Wir haben bloß einige der vornehmsten Wege angezeigt, die in diese Materie führen können. Auf eben die Weise wollen wir bey Untersuchung der Ursachen der Schönheit verfahren.

Neunzehnter Abschnitt.

Die Physischen Ursachen der Liebe.

Wenn uns Gegenstände der Liebe und des Wohlgefallens vor den Augen sind: so wird der Körper, so weit ich es bemerkt habe, in folgenden Zustand versetzt. Der Kopf beugt sich etwas auf die eine Seite; die Augenlieder sind mehr als gewöhnlich geschlossen; das Auge bewegt sich ruhig, mit einiger Richtung gegen den Gegenstand; der Mund ist ein wenig geöffnet; man athmet langsam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze Körper ist in sich gekehrt, und die Hände sinken nachlässig zur Seite. Alles dieß wird mit einer innerlichen Empfindung von Ohnmacht und Ermattung begleitet. Nach dem Grade der Schönheit in dem Gegenstande, und der Empfindlichkeit bey dem Beobachter, werden diese Erscheinungen mehr oder weniger sichtbar. Und auf diese Stuffenfolge, die von dem höchsten Gipfel der vollkommnen Schönheit in dem Gegenstande, und einer schwärmerischen Liebe in dem Zuschauer, bis zu dem untersten Grade der Mittelmäßigkeit in dem einen, und der Gleichgültigkeit in dem andern herab steigt, muß man nothwendig Rücksicht nehmen, wenn man unsre Beschreibung nicht über-

trieben finden will, welches sie gewiß nicht ist. Aus dieser Beschreibung aber läßt sich beynahe unmöglich etwas anders schliessen, als daß die Schönheit durch eine Nachlassung aller festen Theile unsers körperlichen Baues wirkt. Alle Kennzeichen einer solchen Erschlaffung sind vorhanden. Und mir scheint eben in dieser Erschlaffung, wenn sie nicht viel von dem natürlichen Ton unsrer Fibern abweicht, der Grund alles positiven Vergnügens zu liegen. Wer kennt nicht diese zu allen Zeiten und bey allen Nationen gewöhnliche Art sich auszudrücken, daß man von Vergnügen erweicht, aufgelöst, entnervt sey, daß man vor Vergnügen ermatte, hinsterbe, wegschmelze. Die allgemeine Stimme des menschlichen Geschlechts, das seinem Gefühle allemal getreu ist, vereinigt sich, dieß als eine allgemeine und stets gleichförmige Wirkung der Lust zu bestätigen. Und gesetzt auch, daß es einige wenige besondre und ausserordentliche Fälle gebe, wo ein merklicher Grad positiver Lust, ohne alle Zeichen einer Erschlaffung gefunden würde: so dürfen wir deswegen einen Schluß, den wir aus so viel übereinstimmenden Erfahrungen gezogen haben, nicht verwerfen; sondern wir müssen nach der klugen Regel die Newton im dritten Buche seiner Optik giebt, diese Fälle als Ausnahmen zu demselben hinzu fügen. Können wir zeigen, daß alle

die Eigenschaften der Körper, die wir als wesentliche Bestandtheile der Schönheit gefunden haben, den natürlichen Einfluß auf den Körper haben, daß sie die Fibern desselben schlaff machen: so wird sich, glaube ich, an der Richtigkeit unsers Satzes vernünftiger Weise nicht mehr zweifeln lassen. Und wenn mit dieser Meynung ferner alle die äußern Erscheinungen übereinstimmen, die sich an dem menschlichen Körper zu der Zeit zeigen, wenn diese sämmtlichen Bestandtheile der Schönheit vor demselben versammlet sind: so dürfen wir, denke ich, weiter schliessen, daß die Leidenschaft, die wir Liebe nennen, durch eine solche Erschlaffung hervor gebracht werde. Und finden wir einmal, daß schöne Gegenstände, wenn sie dem Auge dargestellt werden, durch eine Losspannung der Fibern des Körpers, in der Seele die Leidenschaft der Liebe erregen: so können wir nach eben der Art zu schliessen, die wir bey der Untersuchung der Gründe des Erhabnen angewandt haben, folgern, daß wenn diese Leidenschaft, Liebe, durch irgend einen Weg zuerst der Seele ist mitgetheilt worden, sie alsdann hinwiederum diese Erschlaffung der körperlichen Organe, nach Maaßgebung ihrer Stärke bewirken werde.

Zwan-

Zwanzigster Abschnitt.

Warum das Glatte schön ist.

Nur um die wahren Ursachen der sichtbaren Schönheit zu erklären, nehme ich die Empfindungen andrer Sinne zu Hülfe. Wenn es offenbar ist, daß Glätte eine der vornehmsten Ursachen des Vergnügens, für das Gefühl, den Geschmack, den Geruch und das Gehör ist: so wird man leicht zugeben, daß es auch ein nothwendiges Stück der sichtbaren Schönheit seyn müsse; besonders, da wir vorhin gezeigt haben, daß sich diese Eigenschaft beynahe an allen Körpern findet, die wir für schön halten. Es ist unstreitig, daß Körper die uneben und eckigt sind, die Werkzeuge des Gefühls verletzen, und eine Art von schmerzhafter Empfindung erregen, die aus der gewaltsamen Spannung oder Zusammenziehung der muskulösen Fibern entsteht. Durch die Berührung glatter Körper hingegen, erschlafft der Theil des Körpers, welcher berührt wird. So werden Krämpfungen und Schmerzen durch das sanfte Streicheln einer weichen glatten Hand gelindert, weil die leidenden Theile alsdann von ihrer unnatürlichen Spannung nachlassen. Um deswillen ist ein gelindes Reiben so oft ein kräftiges Hülfsmittel gegen Geschwulst oder

Ver-

Verstopfungen. Dem Sinne des Gefühls wird durch glatte Körper ausnehmend geschmeichelt. Ein glatt gestrichnes und weiches Bette, das heißt, ein solches, wo der Widerstand allenthalben sehr geringe ist, gehört mit zum Luxus; es setzt den Körper in den Zustand einer allgemeinen Erschlaffung, und befördert mehr als sonst irgend etwas, diejenige Art derselben, die der Schlaf heißt.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Die Natur des Süßen.

Nicht bloß dem Gefühle machen glatte Körper, durch die Losspannung der Fibern, ein positives Vergnügen. Auch die dem Geruch und Geschmack angenehmen Dinge, als die, welche gemeiniglich süße heissen, sind ihrer Natur nach glatt, und wirken ganz augenscheinlich zu Losspannung und Erschlaffung der ihnen zugehörigen Sinne. Zuerst wollen wir den Geschmack betrachten. Weil sich die Eigenschaften des Flüssigen am leichtesten untersuchen lassen, und alle übrigen Dinge erst durch ein gewisses Flüssiges des Geschmacks fähig zu werden scheinen: so wollen wir lieber die flüssigen als die festen Theile unsrer Nahrungsmittel vor uns nehmen. Das

Vehi=

Vehikulum jedes Geschmacks ist Wasser oder Oel; und was den Geschmack bestimmt, ist Salz, welches, nachdem es an sich selbst von verschiedner Art, oder mit verschiednen Dingen in Verbindung ist, einen andern und andern Eindruck auf die Zunge macht. Schon Wasser und Oel, für sich betrachtet, sind im Stande, in dem Geschmacke einige angenehme Empfindungen zu erwecken. Wasser, wenn es unvermischt ist, ist geschmack- und geruchlos, ungefärbt und glatt; es wird, wenn es nur nicht kalt ist, für ein gutes Mittel Krämpfungen zu lindern, und die Fibern schlüpfrich zu machen, angesehen; und diese Kraft rührt wahrscheinlicher Weise von seiner Glätte her. Denn da die Flüssigkeit, nach der gemeinsten Meynung, von der Runde, der Glätte, und dem schwachen Zusammenhange der Bestandtheile eines Körpers abhängt; und Wasser bloß vermöge seiner Flüssigkeit wirkt: so muß die Ursache seiner Flüssigkeit zugleich die Ursache seiner losspannenden Kraft seyn; diese aber ist die Glätte, und das schlüpfrige Gewebe seiner Theile. Das andre flüssige Vehikulum des Geschmacks ist Oel. Auch dieß, wenn es rein und unvermischt ist, hat weder Geschmack noch Geruch, ist ungefärbt, und dem Gefühle und Geschmacke nach glatt. Es ist schlüpfriger als Wasser, und hat in vielen Fällen noch mehr schlaffmachende Kraft.

Oel, ist in gewissem Grade, dem Auge, dem Gefühle, und selbst dem Geschmacke angenehm, so geschmacklos als es ist. Wasser ist nicht so angenehm, wovon ich keine andre Ursache anzugeben weis, als daß Wasser nicht so weich und nicht so glatt ist. Gesetzt, diesem Wasser oder Oel würde eine gewisse Quantität eines specifiquen Salzes zugesetzt, das die Kraft hätte, die nervigten Warzen der Zungen, in eine gelinde zitternde Bewegung zu setzen, als wenn z. B. Zucker in demselben aufgelöset wäre: so wird die Glätte des Oels und die erschütternde Kraft des Salzes, diejenige Empfindung hervor bringen, die wir Süße nennen. In allen süßen Körpern wird Zucker, oder eine dem Zucker sehr ähnliche Substanz gefunden. Jede Art Salz, hat, wenn man sie durch das Vergrößerungsglas untersucht, ihre eigne bestimmte, gleichförmige, unveränderliche Figur. Die Figur des Salpeters, ist ein spitziges Oblongum. Die Figur des Seesalzes ist ein vollkommner Würfel. Die Figur des Zuckers ist eine Kugel. Wenn man weis, was für eine Empfindung glatte runde Körper, als die Marmorkugeln mit welchen die Kinder spielen, in dem Sinne des Gefühls erregen, wenn man sie hin und her bewegt und über einander wegrollen läßt: so wird man leicht begreifen, auf welche Weise das Süße, welches aus Salzen

von

von eben dieser Figur besteht, auf den Sinn des Geschmacks wirken müsse. Denn eine einzelne Kugel, ob gleich auch diese schon dem Gefühle in etwas angenehm ist, hat demohnerachtet, wegen der Regelmäßigkeit ihrer Figur, und der etwas zu schnellen Abweichung ihrer Theile von der geraden Linie, bey weitem nicht so viel ergötzendes, als mehrere Kugeln, von deren einer zur andern die Hand ohne Mühe steigen und fallen kann. Und diese Empfindung wird noch angenehmer, wenn die Kugeln in Bewegung sind, und über einander weggleiten. Denn diese leichte Verschiedenheit verhindert die Ermüdung, die sonst die einförmige Stellung mehrerer ganz ähnlicher Kugeln hervor bringen würde. Bey süßen Säften sind die Theile des flüssigen Vehikuli so äußerst klein, daß man auch durch die besten Vergrößerungsgläser die Figur ihrer Elemente nicht hat entdecken können; ob es gleich wahrscheinlich ist, daß sie eine runde Figur haben. Und eben diese äußerste Kleinheit der Theile macht, daß sie einen gewissen platten einfachen Geschmack haben, der dem Gefühle ebner glatter Körper ähnlich ist. Denn alle Körper, die aus runden, sehr kleinen, und fest zusammengedrängten Theilen bestehen, werden dem Gesichte sowohl als dem Gefühle, eben und glatt vorkommen.

Die Bestandtheile des Zuckers müssen um ein beträchtliches Stück größer seyn, als die Bestandtheile von Wasser und Oel, weil sich bey jenen durch das Vergrößerungsglas die Figur entdecken läßt; bey diesen nicht. Und um deswillen muß die Wirkung ihrer kugelförmigen Gestalt, deutlicher, und den nervigten Wärzchen eines so zarten Werkzeugs, als die Zunge ist, weit fühlbarer seyn. Sie werden also die Empfindung hervor bringen, die wir die Süßigkeit nennen, die wir in einem schwächern Grade im Oele, und in noch einem schwächern Grade im Wasser gewahr werden. Denn in der That sind Wasser und Oel, ob sie gleich keinen bestimmten Geschmack haben, einigermaßen süße. Und man kann bemerken, daß geschmacklose Dinge aller Art, doch der Natur des Süßen weit näher kommen, als jeder andern Art des Geschmacks.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Das Süße macht schlaff.

Bey den übrigen Sinnen haben wir gefunden, daß das Glatte schlaffmachend ist. Da also das Süße nichts anders als das Glatte ist, in so fern es durch den Geschmack empfunden wird: so dürfen

dürfen wir wohl schliessen, daß auch das Süße schlaff mache. Es ist merkwürdig, daß in einigen Sprachen süß und weich nur einerley Namen haben. *Doux* im Französischen bedeutet beydes. Der Lateiner *dulcis*, und der Italiäner *dolce*, hat in vielen Fällen ebenfals diese doppelte Bedeutung. — Daß süße Sachen eine Erschlaffung wirken, sieht man daraus, weil die meisten davon, wenn sie in Menge genommen werden, den Magen schwächen, und ihm seinen Ton nehmen. Süßriechende Sachen, welche mit den süßschmeckenden in einer großen Verwandtschaft stehen, machen auf eine sehr merkliche Weise schlaff. Der Geruch der Blumen, macht schläffrig, und verursacht Leuten von schwachen Nerven Kopfschmerzen und Uebelkeit. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, ob nicht alle Arten des Geschmacks, die ursprünglich und vermöge ihrer Natur angenehm sind, zu den süssen gehören, d. h. zu solchen, die aus glattem Oele, und einem relaxirenden Salze bestehen. Denn viele, die uns jetzt die Gewohnheit angenehm gemacht hat, waren es im Anfange gar nicht. Um dieß zu untersuchen, darf man nur Achtung geben, was für Nahrungsmittel die Natur zuerst für uns zubereitet hat, (denn diese wird sie unstreitig angenehm für uns gemacht

 haben,)

haben,) und dann diese Nahrungsmittel in ihre Bestandtheile auflösen. Milch ist die erste Speise unsrer Kindheit. Die Bestandtheile derselben sind Wasser, Oel, und eine Art sehr süßen Salzes, der Milchzucker heißt. Wenn diese alle mit einander vermischt sind: so machen sie einen für den Gaumen sehr glatten, und die Haut schlaffmachenden Saft aus. Das, wornach Kinder zunächst lüstern sind, ist Obst, und zwar vornehmlich süßes Obst; und jedermann weis, daß die Süßigkeit des Obstes von einem feinen Oele und einem solchen Salze, als wir im vorhergehenden Abschnitte gedacht haben, herkomme. In dem folgenden Alter bekömmt unser Gaumen, durch Gewohnheit, Uebung, Liebe zum Neuen, und durch tausend andre Ursachen, einen so mannichfaltigen verfälschten und abwechselnden Geschmack, daß es gar nicht mehr möglich ist, von demselben irgend einen befriedigenden Grund anzugeben. Ehe wir diese Materie verlassen, müssen wir anmerken, daß, so wie das Glatte, in so fern es glatt ist, dem Geschmacke angenehm und von einer relaxirenden Kraft ist, so auf der andern Seite, die Dinge welche stärkende Eigenschaften haben, und den Fibern ihren Ton wieder geben, größtentheils dem Geschmacke widrig

drig und herbe, und oft für das Gefühl selbst rauh sind. Man braucht oft das Wort süße im metaphorischen Verstande von Gegenständen des Gesichts. Und wir können, um diese merkwürdige Analogie der Sinne noch weiter auszudehnen, das Süße die Schönheit für den Geschmack nennen.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Warum die Abwechselung schön sey.

Eine andre Haupteigenschaft schöner Dinge ist, daß ihre Umrißlinien ohne Aufhören ihre Richtung verändern; aber sie durch eine unmerkliche stuffenweise Abweichung, sie niemals so schnell verändern, daß die Schärfe der Ecken dem Sehe-Nerven irgend eine Art von gewaltsamer krampfhafter Bewegung verursache. Nichts, was lange auf dieselbe Art fortgeht, nichts was plötzlich und mit einemmale abwechselt, kann schön seyn; denn beydes ist der angenehmen Erschlaffung zuwider, die die eigenthümliche Wirkung der Schönheit ist. So ist es bey allen Sinnen. Das Fortgehn in einer geraden Linie ist nach dem Herabsteigen von einer sanften Anhöhe, diejenige Art der Bewegung,

in welcher wir am wenigsten Widerstand finden; und doch ist dieß nicht die Art der Bewegung, die nach dem Herabsteigen uns am wenigsten ermüdete. Ruhe befördert gewiß die Erschlaffung der Fibern; und doch giebt es eine Art der Bewegung, die noch mehr schlaff macht, als Ruhe selbst. Dieß ist ein gelindes Schwanken; ein Steigen und Fallen. Das Wiegen bringt Kinder besser in Schlaf als vollkommne Ruhe. Nichts ergötzt beynahe in diesem Alter mehr, als gemächlich auf und nieder geschwenkt zu werden. Die Art, wie die Wärterinnen mit den Kindern spielen, und das Schaukeln und Wiegen, welches diese nach der Zeit selbst zu ihrem Zeitvertreibe erwählen, beweist dieß augenscheinlich. Die meisten Menschen werden die angenehme Empfindung kennen, die man hat, wenn man in einem bequem hängenden Wagen, sanfte mit Rasen bedeckte Anhöhen, mit Schnelligkeit hinauf und herab fährt. Vielleicht kann uns dieß zu einer bessern Idee, von dem was Schönheit sey, verhelfen, und die wahrscheinliche Ursache derselben in ein besser Licht stellen, als sonst irgend etwas. Das unangenehme Gefühl hingegen, welches, wenn man auf einem unebnen steinigten höckerigten Wege schnell fährt, diese

diese plötzlichen Ungleichheiten machen, kann uns erklären, warum Dinge, die auf eben diese rauhe unebne Art aussehen, klingen, oder sich anfühlen lassen, der Schönheit so sehr entgegen sind. In Ansehung des Gefühls, ist es vollkommen oder wenigstens beynahe einerley, ob ich meine Hand längst der Oberfläche eines Körpers von einer gewissen Gestalt bewege, oder ob sich ein solcher Körper längst meiner Hand fort bewegt. Um aber diese Vergleichung der übrigen Sinne auf unsern eigentlichen Gegenstand, auf das Gesicht, anzuwenden: so muß, wenn der diesem Sinne dargestellte Gegenstand eine solche wallende Oberfläche hat, daß die zurückprallenden Lichtstralen, in einer beständigen unmerklichen Abweichung, von dem stärksten bis zum schwächsten fortgehn, (welches allemal bey einer Oberfläche geschehen wird, die stuffenweise von der Ebne abweicht,) die Wirkung aufs Auge eben dieselbe seyn, die der Körper selbst auf das Gefühl thun würde; nur mit dem Unterschiede, daß der Körper und seine Ungleichheiten auf das Gefühl unmittelbar wirken, auf das Gesicht mittelbar. Und ein solcher Körper wird schön seyn, wenn die Linien, die seine Oberfläche umschreiben, nicht

so in einem fortgehn daß sie die Aufmerksamkeit ermüden, nicht so abwechseln daß sie sie zerstreuen können.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Ueber die Kleinheit.

Um den Ueberdruß zu vermeiden, der aus der zu öftern Wiederholung desselben Raisonnements, und ähnlicher Erläuterungen entstehen könnte, will ich mich nicht in jeden Umstand einlassen, der zur Schönheit in so fern gehört, als sie von einer auf gewisse Weise geordneten Menge der Theile, oder von dieser Menge selbst abhängt. In allem, was wir von der Größe der Körper sagen, herrscht nothwendiger Weise sehr viel Ungewißheit, weil die Begriffe des Großen und Kleinen bloße Verhältnißbegriffe sind, die sich auf eine gewisse Gattung beziehen; und diese Gattungen sind unzählig. Es ist wahr, wenn man einmal die Gattung, zu der jedes Ding gehört, fest gesetzt, und die Dimensionen ausgemacht hat, die den meisten Dingen dieser Gattung zukommen: so unterscheiden sich alsdann diejenigen Invidua, die weit über oder unter diesem gemeinschaftlichen Maaße sind. Diejenigen

jenigen nun, welche es um sehr viel übertreffen, werden, wofern die Gattung selbst nicht allzu klein ist, mehr groß und schrecklich, als schön seyn. Aber, da in dem Thier- und guten Theils auch in dem Pflanzenreiche, die übrigen Bestandtheile der Schönheit mit der Größe der Dimensionen beysammen seyn können: so wird nun in dem Falle einer solchen Vereinigung eine neue Gattung entstehen, die weder vollkommen erhaben, noch vollkommen schön ist, und die ich zuvor das **Prächtige** genannt habe. Aber diese Gattung hat keinen so starken Einfluß auf die Leidenschaften, als entweder Körper von großem Umfange, die zugleich die übrigen dazu gehörigen Eigenschaften des Erhabnen haben, oder als die Eigenschaften der Schönheit, wenn sie sich in einem kleinen Gegenstande bey einander finden. Der Eindruck, den große Körper, die mit dem Raube der Schönheit geziert sind, machen, ist eine Spannung, die beständig wieder nachläßt; und dieß kömmt der Natur des Mittelmäßigen nahe. Aber wenn ich sagen soll, was ich selbst bey mir in diesen Fällen empfinde: so scheint mir, daß das Erhabne weniger durch die Vermischung mit einigen Eigenschaften der Schönheit leidet, als Schönheit durch die Verbindung mit der Größe der Aus-

dehnung, oder irgend einer andern Eigenschaft des Erhabnen. Es ist ein so großes Uebergewicht, eine die Seele so beherrschende Gewalt, in allen Ideen welche Furcht einflößen, und auch nur auf die entfernteste Weise Schmerz ankündigen, daß vor denselben keine andre bestehen können. Die Eigenschaften der Schönheit liegen alsdann todt und unwirksam; oder höchstens äussern sie sich bloß, um den Ernst und das Schrecken zu mildern, das der natürliche Begleiter des Erhabnen ist.

Nach dem ausserordentlich Großen in jeder Gattung, muß das ihm Entgegengesetzte, das Zwergmäßige und unnatürlich Kleine erwogen werden. Kleinheit, bloß als Kleinheit betrachtet, hat nichts, das der Schönheit zuwider wäre. Der Kolibri giebt keinem einzigen Thiere der gefiederten Gattung, unter welcher er das kleinste ist, an Gestalt oder Farbe etwas nach; und vielleicht wird seine Schönheit eben durch seine Kleinheit noch erhöht. Aber es giebt andre Thiere, die selten oder niemals schön bleiben, wenn sie ausserordentlich klein werden. Die Zwerge unter den Menschen sind nicht schön; aber nicht weil sie klein sind, sondern weil sie fast allemal eine gegen ihre Länge unförmliche un-

propor-

proportionirte Dicke haben, woraus im Ganzen ein sehr unangenehmes Bild entsteht. Aber sollte es einen Menschen geben, der nicht über zwey oder drey Fuß hoch, und doch übrigens vollkommen wohl gebildet wäre, bey dem alle Theile seines Körpers so zart wären, als es sich zu einer so geringen Länge schickt, und bey dem sich die übrigen Eigenschaften schöner Körper fänden: so bin ich gewiß überzeugt, dieser Mensch würde für schön gehalten werden, würde Liebe erwecken, würde uns durch seinen Anblick sehr angenehme Vorstellungen gewähren können. Alles, was dieses unser Vergnügen möglicher Weise stöhren könnte, wäre, daß solche Geschöpfe, so gut sie gebaut seyn mögen, doch etwas ungewöhnliches sind, und also einigermaßen als Mißgeburten angesehen werden. Das Große und Riesenmäßige, so wohl es sich mit dem Erhabnen verträgt, ist dem Schönen gänzlich zuwider. Es ist unmöglich, einen Riesen als einen Gegenstand der Liebe zu betrachten. Wenn wir unserer Einbildungskraft in Romanen und Rittergeschichten freyen Lauf lassen, so werden wir die Begriffe der Grausamkeit, Tyranney, Ungerechtigkeit, und jeder abscheulichen schrecklichen Sache mit dieser Größe verknüpfen. Wir denken uns die Riesen nie anders, als wie sie

Länder

länder verwüsten, den unschuldigen Reisenden anfallen, und sich dann mit seinen noch halblebenden Gliedern sättigen. Von der Art waren Polyphem, Cacus, und alle die andern Riesen, die in Heldengedichten und Ritterbüchern eine so große Figur machen. Der Ausgang, dem wir mit dem größten Verlangen entgegen sehen, ist ihre Niederlage und ihr Untergang. Ich erinnere mich nicht, in der ganzen großen Anzahl erschlagner Helden, mit welchen die Iliade angefüllt ist, eines einzigen seiner Größe und Stärke wegen merkwürdigen Mannes, dessen Fall Mitleiden bey uns erregte. Auch scheint der Dichter, der die menschliche Natur so wohl kannte, dieß nicht gesucht zu haben. Simoisius, der in der Blüthe der Jugend seinen Eltern entrissen wird; Simoisius ist es, für dessen Muth uns bange ist, weil seine Stärke seinem Muthe so ungleich ist. Ein andrer junger schöner, aus den ersten Umarmungen seiner Gattinn gerissener Jüngling, ein Neuling auf dem Schlachtfelde, dieser ist es, dessen frühzeitiger Tod uns erweicht. Achilles, so viel Eigenschaften der Schönheit auch Homer seiner äussern Gestalt verliehn, und mit so viel Tugenden er auch seinen Geist ausgerüstet hat, kann uns doch niemals da-

hin bringen, daß wir ihn lieben. Man kann bemerken, daß Homer den Trojanern, deren Schicksal seiner Absicht nach unser Mitleiden erregen sollte, weit mehr von den liebenswürdigen gesellschaftlichen Tugenden gegeben hat, als den Griechen. Mitleiden ist eine Leidenschaft, die sich auf Liebe gründet; und Liebe zu erregen, sind gewiß diese geringern, wenn ich so sagen mag, häuslichen Tugenden weit geschickter. Hingegen hat er den Griechen eine große Ueberlegenheit in allen politischen und militarischen Tugenden gegeben. Die Rathsversammlung des Priams ist schwach, die Arme des Hektors in Vergleichung kraftlos, seine Tapferkeit weit unter des Achilles seiner. Und doch lieben wir den Priamus mehr als den Agamemnon, und den Hektor mehr als den Achilles. Für seine Griechen wollte Homer Bewunderung erwecken; und er that es, indem er ihnen nur diejenigen Tugenden gab, die wenig beytragen liebenswürdig zu machen. Diese kurze Ausschweifung entfernt sich nicht ganz von unsrer Absicht, die darinn bestund, zu zeigen, daß Schönheit bey Gegenständen von großen Dimensionen nicht statt finden kann; um desto weniger statt finden kann, je größer sie sind.

Dahin-

Dahingegen, wenn es den kleinen an Schönheit fehlet, es ihnen um andrer Ursachen, und nicht ihrer Größe wegen daran fehlen muß.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Von Farben.

Bey den Farben, ist die Materie der Untersuchung beynahe unendlich. Aber ich halte die Grundsätze, die ich im Anfange dieses Theils festgesetzt habe, für hinlänglich, alle ihre Wirkungen, und überdieß noch den angenehmen Eindruck, den durchsichtige, sowohl feste als flüssige Körper machen, zu erklären. Gesetzt, ich betrachte eine Flasche, worinnen ein Saft von schmutziger blauer oder rother Farbe ist. Die blauen oder rothen Stralen können alsdann nicht ohne Hinderniß gerade zu in das Auge kommen; sondern werden durch die Zwischenkunft kleiner dunkler Körper aufgehalten, oder von ihrem Wege abgebrochen. Und dieß ist schon an und für sich, ohne alle Nebenursachen, im Stande, die Vorstellung zu verändern, und zwar in eine ihrer eignen Natur nach verdrüßliche Vorstellung zu verändern; zufolge der Grundsätze, die wir

im vier und zwanzigsten Abschnitte festgesetzt haben. Wenn hingegen die Stralen durch das Glas oder den Saft, ohne solche Hindernisse hindurch gehen können; wenn das Glas oder der Saft vollkommen durchsichtig ist: dann wird, erstlich, das Licht selbst angenehmer, weil es bey diesem Durchgange etwas gemäßigt wird; überdieß hat ein Saft, der alle Stralen der ihm eignen Farbe ganz eben und allenthalben auf gleiche Weise zurück wirft, eben die Wirkung aufs Auge, als glatte dunkle Körper aufs Auge und aufs Gefühl haben. So also, daß das Vergnügen hier zusammen gesetzt ist, aus dem Sanften des durchgelassenen, und dem Ebnen des zurück geworfnen Lichtes. Dieses Vergnügen kann vielleicht noch durch Bestandtheile der Schönheit, die auch andern Dingen gemein sind, erhöht werden, als wenn z. B. das Glas, welches den Saft enthält, eine mit so viel Einsicht abwechselnde Figur hat, daß es eine Gradation der Farben verursacht, oder dieselben abwechselnd stark und schwach darstellt, oder was noch sonst für Verschiedenheiten, Einsicht und Kunst bey Gegenständen dieser Art an die Hand geben können.

Wenn man dieß alles, was von den Wirkungen sowohl als den Ursachen des Erhabnen

und

und Schönen ist gesagt worden, zusammennimmt: so wird man erkennen, daß beyde auf ganz verschiedne Triebfedern der Seele wirken, beyde ganz verschiedne Bewegungen in der Seele hervor bringen; daß bey dem Großen das Schrecken zum Grunde liege, welches, wenn es auf gewisse Weise eingeschränkt ist, diejenige Bewegung in der Seele hervor bringt, die ich Erstaunen genannt habe; und daß das Schöne sich bloß auf positives Vergnügen gründe, und in der Seele die Empfindung errege, welche Liebe heißt. — Mit den Ursachen dieser Eindrücke hat sich dieser vierte Theil beschäfftigt.

Ende des vierten Theils.

Philosophische Untersuchung
über den
Ursprung unsrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Fünfter Theil.

Erster Abschnitt.
Von den Wörtern.

Die natürlichen Dinge wirken auf uns, vermöge eines Gesetzes der Vorsehung, welches zwischen gewissen Zusammensetzungen und Bewegungen der Körper, und zwischen gewissen Empfindungen der Seele, eine unmittelbare Verbindung gemacht hat. Die Malerey wirkt so wie die Dinge selbst; und setzt nur noch das Vergnügen der Nachahmung hinzu. Die Baukunst wirkt zugleich durch eine sinnliche Empfindung, und durch eine Ueberlegung unsrer Vernunft. Von der letztern kommen die Regeln der Proportion her, welche den Werth eines Werks, im Ganzen,

zen oder in einzelnen Theilen, darnach bestimmen, wie es dem Endzwecke, zu welchem es gemacht ist, gemäß oder nicht gemäß ist. Was aber die Wörter betrifft, so scheint es mir, daß dieselben auf eine ganz andre Art auf uns wirken, als natürliche Gegenstände Gemälde oder Gebäude. Demohnerachtet sind die Wörter eben so wohl im Stande, Begriffe von Schönheit oder Erhabenheit zu erwecken; und oft können sie weit mehr ausrichten, als irgend eines von diesen. Es ist also zu unsrer Abhandlung nichts weniger als überflüssig, die Art und Weise zu untersuchen, wie sie diese Bewegungen hervor bringen.

Zweyter Abschnitt.

Die Dichtkunst wirkt ordentlicher Weise nicht, indem sie die Vorstellungen der Dinge erregt.

Die Vorstellung, die man sich gemeiniglich von der Kraft der Dichtkunst und Beredtsamkeit so wohl, als der Rede im gemeinen Leben überhaupt macht, ist diese, daß sie die Seele in Bewegung setzen, indem sie die Bilder derjenigen Dinge erwecken, zu deren Bezeichnung sie der allgemeine Gebrauch

bestimmt

bestimmt hat. Um zu untersuchen, wie viel Wahres dieser Begriff enthalte, müssen wir erst die Wörter in drey Klassen theilen. Die erste enthält alle die Wörter, die eine Summe einfacher Ideen, welche die Natur selbst vereiniget hat um ein gewisses bestimmte Ganze auszumachen, bezeichnen, als Mensch, Pferd, Baum, Schloß u. s. w. Dieß will ich **concrete Wörter** nennen. Zur zweyten Klasse gehören diejenigen, die nur eine einzige der einfachen Ideen aus solchen Zusammensetzungen vorstellen: als roth, blau, rund, viereckigt, und dergleichen. Dieß will ich **einfache abstrakte** Wörter heissen. Die dritte endlich sind diejenigen, die durch eine willkührliche Zusammensetzung dieser beyden Arten, oder der verschiednen Beziehungen zwischen denselben entstanden, und bald mehr, bald weniger zusammengesetzt sind, als Tugend, Ehre, Ueberredung, Obrigkeit und dergleichen. Diese nenne ich **zusammengesetzte abstrakte** Wörter. Ich sehe wohl ein, daß sich die Wörter in mehr und künstlichere Klassen theilen lassen; aber diese scheinen mir die natürlichsten, und zu unsrer Absicht hinlänglich zu seyn. Die Ordnung, in welche ich sie gestellt habe, ist eben die, nach welcher wir sie erlernen, und nach welcher die Seele die Begriffe bekömmt, zu denen sie gehören. Ich will mit der dritten Klasse von Wörtern anfan-

gen, mit den zusammengesetzten Abstraktis, wozu Tugend, Ehre, Ueberredung, Gelehrigkeit gehört. Von diesen bin ich überzeugt, daß aller Einfluß, den sie auf die Leidenschaften haben können, gewiß nicht davon herkömmt, daß sie die Bilder der Dinge, die durch sie angezeigt werden, in der Seele erwecken. Als Zusammensetzungen die wir selbst gemacht haben, haben sie kein wirkliches Wesen, und erregen, glaube ich, kaum irgend eine ganz bestimmte Idee. Kein Mensch bekömmt unmittelbar, wenn er den Schall, Tugend Freyheit oder Ehre, hört, einen vollständigen genauen Begriff, von allen den Arten zu denken und zu handeln, von allen den einfachen und zusammengesetzten Ideen und ihren verschiednen Beziehungen, die durch diese Wörter angezeigt werden sollen; noch hat jemand dabey irgend einen alles umfassenden Begriff gegenwärtig, in welchem alle diese einzelne Stücke dunkel vorhanden wären. Denn hätte er einen solchen, so würde er einige von diesen Theilideen, so dunkel und undeutlich sie auch immer seyn möchten, doch gewahr werden. Aber dieß, dünkt mich, ist fast niemals der Fall. Man mache nur den Versuch eines von solchen Wörtern zu zergliedern, und man wird es von einem Satze allgemeiner Wörter auf einen andern, und so fort, in einer viel längern Reihe, als man anfangs gedacht hatte,

bis auf einfache Abstrakte, oder Concrete Wörter zurück führen müssen, ehe irgend eine wirkliche Idee ans Licht kommen, ehe man irgend etwas von den ersten Bestandtheilen solcher Zusammensetzungen entdecken kann. Und hat man nun diese Entdeckung der Grundideen gemacht: so ist der Eindruck, den die Zusammensetzung machte, beynahe gänzlich verlohren. Eine solche Reihe von Gedanken ist viel zu lang, als daß wir sie in unsern gewöhnlichen Gesprächen bey jedem Worte sollten bis ans Ende verfolgen können; und dieß ist auch auf keine Weise nöthig. Solche Wörter sind in der That ein bloßer Schall; aber ein solcher Schall, der weil er bey Gelegenheiten, wo wir, etwas vorzüglich gutes oder böses, selbst erfuhren oder es andre empfinden sahen, ist gebraucht worden, oder, weil wir ihn sonst auf interessante Dinge und Begebenheiten haben anwenden hören; so oft er nun wieder vorkömmt, auf die Seele eben die Wirkung thut, als die ihn veranlassende Umstände selbst. Dieser Schall, wenn er hernach auch ohne Beziehung auf einen besondern Fall gebraucht wird, behält demohnerachtet den Eindruck, den er zuerst machte. Er verliert seine Verbindung mit den besondern Umständen, die zu demselben Anlaß gaben; aber er fährt fort, bloß als Schall, ohne damit

verknüpfte Idee, auf die nämliche Art zu wirken als zuvor.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Wörter werden eher gebraucht, als die Empfindungsideen erlangt worden, die darunter begriffen sind.

Locke hat irgendwo mit seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit angemerkt, daß die meisten allgemeinen Wörter, besonders die, welche sich auf Gutes und Böses, Tugend und Laster beziehn, früher erlernt werden, und mit ihnen zugleich Liebe gegen das eine und Abscheu gegen das andre weit eher beygebracht wird, als die Seele noch im geringsten die besondern Arten zu handeln, zu welchen diese Wörter gehören, hat bemerken können. Die Seelen der Kinder sind so biegsam, daß eine Amme, oder jede andre Person, die mit denselben umgeht, bloß dadurch, daß sie sich mit irgend einem Dinge oder selbst mit einem Worte zufrieden oder unzufrieden stellt, dem Kinde eine ähnliche Neigung einflößen kann. Wenn nach der Zeit, die verschiednen Vorfälle des Lebens mit diesen Wörtern in Verbindung gebracht

bracht werden, und manches davon, das ergö=tzend ist, unter dem Namen Uebel vorkömmt, und vieles, was der Natur unangenehm ist, gut und tugendhaft genannt wird: so entsteht in den meisten Seelen eine seltsame Verwirrung der Begriffe und der Empfindungen; und die ersten Eindrücke gerathen mit den nachgehenden Erfahrungen, in einen scheinbaren großen Widerspruch. Es giebt viele, welche die Tugend lieben, und das Laster verabscheuen, und dieß ohne Heucheley und Verstellung, und die demohnerachtet in einzelnen Fällen, oft ohne sich die geringsten Vorwürfe zu machen, böse und lasterhaft handeln; deswegen nämlich, weil diese besondern Fälle ihnen niemals zu den Zeiten vorgekommen sind, wenn die Leidenschaften auf der Seite der Tugend durch gewisse Wörter erwärmt wurden, Wörter, die ihre erste Wärme durch den Athem andrer bekommen haben. Daher kömmt es, daß man schwerlich eine gewisse Anzahl von Wörtern, so unbedeutend sie auch an und für sich seyn mögen, wiederholen kann, ohne in einigem Grade davon gerührt zu werden, besonders wenn ein feuriger rührender Ton der Stimme dieselben begleitet; als z. E.

Weise, tapfer, edel, gut und groß.

Diese Wörter sollten, weil sie sich hier auf nichts beziehn, ohne Wirkung seyn; aber wenn Wör=

Wörter, die einmal zu großen Dingen und Vorfällen gewidmet sind, ausgesprochen werden: so werden wir allemal von ihnen gerührt, auch wenn diese Dinge und Vorfälle selbst gar nicht vorhanden sind. Werden Wörter dieser Art, ohne vernünftige Absicht zusammen gehäuft, oder werden deren solche neben einander gesetzt, die nicht bey einander bestehen können, so heißt man einen solchen Stil Bombast. — Und es erfordert in einigen Fällen vielen gesunden Verstand und viel Erfahrung, um gegen den Eindruck einer solchen Sprache auf seiner Hut zu seyn. Denn wenn einmal von der Schicklichkeit des Ausdrucks abgewichen ist: so darf hernach auch leicht eine größre Anzahl solcher rührender Wörter zu Hülfe genommen, und eine größre Mannichfaltigkeit in der Verbindung derselben gebraucht werden.

Vierter Abschnitt.

Wirkung der Wörter.

Wenn die Wörter ihre volle Kraft beweisen: so können sie dreyerley Wirkungen in der Seele des Zuhörers hervor bringen. Die erste ist, der Schall; die zweyte ist, das Gemälde, oder das Bild der Sache, die durch das Wort ange-

angezeigt wird; das dritte ist, die Empfindung der Seele, die durch eins oder beydes von den vorhergehenden ist rege gemacht worden. Die zusammengesetzten Abstrakte, dergleichen wir angeführt haben, (Ehre, Gerechtigkeit, Freyheit, und dergleichen,) bringen die erste und die letzte dieser Wirkungen hervor, aber nicht die zweyte. Die einfachen Abstrakte, die gebraucht werden, eine einzelne einfache Empfindungsidee auszudrücken, ohne die begleitenden Ideen zugleich mit anzuzeigen, als blau, grün, heiß, kalt, u. s. w.; sind im Stande, alle drey Absichten der Wörter zugleich zu erreichen; und die concreten Wörter, als Mann, Pferd, Thurm, sind dieß noch in einem höhern Grade fähig. Aber auch von diesen Wörtern, glaube ich, ist die allgemeinste Wirkung nicht die, in der Imagination die Bilder der Dinge zu erwecken, die sie anzeigen. Denn bey der sorgfältigsten Beobachtung, die ich selbst bey mir, und andre auf mein Verlangen bey sich angestellt haben, kann ich nicht unter zwanzigmalen einmal finden, daß ein solches Bild wirklich in der Imagination formirt werde; und wird es, so geschieht es allemal durch eine besondre Anstrengung der Einbildungskraft zu dieser Absicht. In der That aber wirken die concreten Wörter eben so, wie ich von den zusammengesetzten Abstraktis gesagt habe,

nicht, indem sie der Seele ein Bild darstellen, sondern indem sie den Eindruck erneuern, den das Ding selbst macht, bey welchem sie beständig sind gebraucht worden. Gesetzt, wir läsen, diesen Versuch anzustellen, folgende Stelle: „Der „Donaustrom, entspringt in einem nassen und „bergigten Boden in dem Herzen von Deutsch„land, wo er durch viele Krümmungen verschied„ne Fürstenthümer bewässert, sich endlich nach „Oesterreich wendet, und nachdem er die Mau„ern von Wien verlassen hat, nach Ungarn geht, „sich hier mit der Sau und Drau vereinigt, und „mit seinen nun vergrößerten Fluthen die christli„chen Reiche verläßt, durch die barbarischen Län„der die an die Tartarey gränzen, fortströmt, „und endlich in vielen Mündungen sich in das „schwarze Meer ergießt.„ In dieser Beschreibung werden sehr viele Dinge genannt: Berge, Flüsse, Städte, das Meer. Nun frage ich aber einen jeden, ob wohl während des Durchlesens dieses Stücks, in seiner Einbildungskraft die Bilder eines Berges, einer wasserreichen Gegend, oder von Deutschland, gegenwärtig gewesen sind. In der That ist es unmöglich, bey der Geschwindigkeit mit welcher man im gemeinen Leben spricht, und der Kürze der Zeit in welcher ein Wort auf das andre folgt, beydes eine Vorstellung von dem Schalle des Worts, und ein

ein Bild von der angezeigten Sache zu bekommen; zumal, da Wörter, welche wirkliche Substanzen ausdrücken, mit Wörtern, die bloße allgemeine und Nominal-Wesen bedeuten, dergestalt abwechseln, daß es ganz unmöglich ist, von sinnlichen Bildern zu Vorstellungen des Verstandes, vom Einzelnen aufs Allgemeine, von Dingen zu Wörtern, so geschwind überzuspringen, als der Endzweck der Rede und des Umgangs es erforderte. Und in der That ist auch dieses alles ganz unnöthig.

Fünfter Abschnitt.

Beyspiele, daß Wörter rühren können ohne Bilder zu erwecken.

Ich finde, daß es bey vielen Personen sehr schwer ist, sie zu überreden, daß Leidenschaften durch Wörter erregt werden können, durch die keine Begriffe erweckt werden; und noch schwerer, sie zu überzeugen, daß wir in unsern gewöhnlichen Gesprächen vollkommen wohl verstanden werden, ohne daß wir das geringste Bild von den Dingen, von welchen wir reden, in der Seele der andern hervor bringen. Es scheint in der That ein wenig seltsam, mit irgend einem Menschen darüber zu streiten, ob Vorstellungen in seiner

seiner Seele da sind oder nicht; jedermann, sollte man denken, müßte in dieser Sache am besten sein eigner Richter seyn, und ohne alle weitere Einwendung den Ausspruch thun können. Aber so wunderlich auch dieß scheinen mag: so ist es doch wahr, daß wir oft darüber verlegen sind, wenn wir sagen sollen, was für Begriffe wir uns von Dingen machen, oder ob wir überhaupt von gewissen Gegenständen Begriffe haben. Es erfordert so gar schon einen hohen Grad von Aufmerksamkeit auf sich selbst, wenn man sich davon gewiß machen will. Seit der Zeit, da ich diese Schrift anfieng, habe ich zwey sehr einleuchtende Beyspiele davon gefunden, wie möglich es sey, Wörter, ohne allen Begriff der Dinge die dadurch angezeigt werden, gehört und behalten zu haben, und sie doch hernach, gegen andre, in neuen Verbindungen so zu wiederholen, daß die Rede, in welche sie gesetzt werden, zu dem Gegenstande vollkommen passend, stark und lehrreich sey. Das erste Beyspiel ist das von dem Herrn Blacklock, einem Dichter der von seiner Geburt an blind gewesen war. Wenig Menschen von dem schärfsten Gesichte werden sichtbare Gegenstände, so richtig und so geistvoll beschreiben können, als dieser Blinde; und dieß kann doch wohl nicht der größern Klarheit der Bilder zugeschrieben werden, die er vorzüglich vor andern

Menschen

Menschen von den beschriebnen Dingen gehabt hätte. Spence, in der sehr gut geschriebnen Vorrede, die er zu den Werken dieses Dichters gemacht hat, urtheilt sehr scharfsinnig, und ich glaube, größtentheils sehr richtig von den Ursachen dieser ausserordentlichen Erscheinung. Aber das kann ich ihm nicht zugeben, daß diejenigen Unrichtigkeiten in Gedanken und Ausdrucke, die in diesen Gedichten vorkommen, der Unvollkommenheit der Vorstellungen zuzuschreiben wären, die sich der blinde Dichter von Gegenständen des Gesichts gemacht hätte. Denn wir finden eben solche und noch größre Unrichtigkeiten, bey Schriftstellern höherer Klassen als Herr Blacklock ist, und die das beste Gesicht von der Welt hatten. — Ohne Zweifel ist dieser Dichter von seinen eignen Beschreibungen eben so sehr gerührt worden, als seine Leser es seyn können. Und diese Rührung also, die bis zur dichterischen Begeisterung gieng, ist von Dingen erregt worden, von denen er unmöglich irgend eine Vorstellung, als die Vorstellung eines leeren Schalles haben konnte, mit welchem sie benennt werden. Warum sollten nicht also auch seine Leser auf eben die Weise gerührt werden können, als er es selbst war, mit eben so weniger wirklichen Vorstellung der beschriebnen Dinge? Das zweyte Beyspiel ist Saunderson, Lehrer der Mathematik

in Cambridge. Dieser Gelehrte hatte in der Naturlehre, der Astronomie, und allen Wissenschaften, die sich auf die Mathematik gründen, eine sehr große Kenntniß erlangt. Was aber das ausserordentlichste war, und zu meiner Absicht das vornehmste ist: so hielt er vortreffliche Vorlesungen über Licht und Farben; und er lehrte also andre die Theorie derjenigen Ideen, die diese andern hatten, und die er nicht hatte. Aber es ist wahrscheinlich, daß die Wörter, roth, blau, grün, bey ihm eben das ausrichteten, als wenn er die Begriffe von den Farben selbst gehabt hätte. Denn da er mit diesen Wörtern den Begriff einer geringern oder größern Brechbarkeit der Stralen verband: und der blinde Mann zugleich gehört hatte, auf welche andre Weise diese Wörter zusammen stimmen, oder einander zuwider sind: so war es ihm leicht, über diese Wörter eben solche Schlüsse zu machen, als wenn er vollkommen im Besitze der Ideen gewesen wäre. Freylich konnte er auf keine Weise durch Beobachtungen und Experimente neue Entdeckungen machen. Er that nichts weiter, als was wir alle Tage im gemeinen Umgange thun. Indem ich diesen letzten Satz niederschrieb, und die Wörter, **alle Tage**, und **gemeinen Umgang** brauchte, hatte ich nicht in meiner Seele die Bilder von irgend einer Succession der Zeit, oder von

Menschen,

Menschen, die sich mit einander unterreden; auch glaube ich nicht, daß meine Leser sie haben werden, wenn sie diese Wörter lesen. Eben so wenig hatte ich, da ich von roth, blau, und grün, und von der Brechbarkeit sprach, diese verschiednen Farben, oder die Lichtstralen, wie sie aus einem Medio ins andre übergehen, und da von ihrem Wege abgebrochen werden, wirklich in meiner Imagination abgemalt vor mir. Ich weis sehr wohl, daß die Seele die Fähigkeit hat, solche Bilder in sich zu erwecken; aber ich weis auch, daß dazu ein ausdrücklicher Entschluß nöthig ist, und daß bey dem ordentlichen Lesen und Sprechen sehr selten irgend ein solches Bild in der Seele entstehet. Wenn ich sage: „Ich will künftigen Sommer nach Ita-„lien gehen:„ so versteht mich jeder. Und doch glaube ich, hat kein Mensch dabey das wirkliche Bild von meiner Person vor sich, wie ich zu Wasser oder zu Lande, bald zu Pferde, bald in einer Kutsche mich fortbringe, nebst alle dem, was sonst zu einer Reise gehört; noch weniger hat er eine wirkliche Vorstellung von Italien, dem Lande wohin ich zu gehen gedenke; eine wirkliche Vorstellung von den grünen Feldern, den reifenden Früchten, der erwärmten Luft, und von dem Uebergange hiezu aus einer ganz andern Gestalt der Dinge, welches eigentlich die

Ideen sind, welche zusammengenommen mit dem Worte Sommer verbunden werden sollen. Aber am allerwenigsten kann er bey dem Worte nächstkünftigen eine solche Vorstellung haben. Denn dieses Wort soll erstlich eine Idee von vielen auf einander folgenden Sommern erregen, und dann von allen diesen Sommern alle bis auf einen einzigen ausschließen; und doch hat man gewiß, wenn man die Wörter nächstkünftigen Sommer ausspricht, weder das Bild einer Reihe, noch das Bild eines Ausschließens aus dieser Reihe in seinem Kopfe. Mit einem Worte, nicht bloß die Wörter, welche sogenannte abstrakte Ideen ausdrücken, und von welchen natürlicher Weise kein Bild erweckt werden kann, sondern auch diejenigen, welche individuelle wirkliche Dinge ausdrücken, werden von uns gebraucht, ohne daß das Bild ihrer Gegenstände in unsrer Imagination vorhanden sey; wie jeder finden wird, der auf dasjenige recht Achtung giebt, was in seiner eignen Seele vorgeht. In der That hängt der Eindruck, den die Dichtkunst machet, so wenig von der Kraft ihrer sinnlichen Bilder ab, daß ich vielmehr überzeugt bin, sie würde einen sehr großen Theil von ihrem Eindrucke verlieren, wenn ihre Beschreibungen diese Wirkung hätten, sinnliche Bilder zu erwecken. Denn sehr oft würde die Zusammen-

häufung

häufung rührender Wörter, die eines der kräftigsten Mittel ist, welches die Poesie in ihrer Gewalt hat, ihre Richtigkeit und ihre Uebereinstimmung, und mit dieser zugleich ihre Kraft verlieren, wenn sich die Imagination bey dem Wort das sinnliche Bild genau vorstellen wollte, welches zu diesem Worte gehöret. In der ganzen Aeneide ist vielleicht kein erhabeners und mehr ausgeführters Gemählde, als das von der Höle des Vulcans in dem Berge Aetna, und von den Arbeiten, die im Werke sind. Virgil hält sich vorzüglich lange bey der Verfertigung des Donners auf, und beschreibt ihn, so wie er nur noch halb fertig unter den Flammen der Zyclopen liegt. Aber was sind die Bestandtheile dieser außerordentlichen Zusammensetzung:

Tres imbris torti radios, tres nubis aquosae
Addiderant; rutili tres ignis et alitis austri;
Fulgores nunc terrificos, sonitumque metumque
Miscebant operi, flammisque sequacibus iras.

Ich halte dieses für ausnehmend erhaben; und dem ohnerachtet, wenn ich mit kalten Blute die Art von sinnlichem Gemählde untersuche, die aus der Combination solcher Bilder entstehen muß, so finde ich, daß die Träume eines Rasenden nicht

wilder und ungereimter seyn können, als dieses Gemählde. Drey Strahlen von zusammengeflochtenen Regengüßen, drey von wässerigten Wolken, drey von Feuer und drey von einem geflügelten Südwinde, und darein mischten sie schreckende Blicke und Getöse und Wuth mit verfolgenden Flammen. Aus diesem seltsamen Gemische wird nun eine große Masse gemacht, sie wird von den Zyclopen gehämmert; der eine Theil ist schon glatt und polirt, der andere ist noch uneben und rauh.

Die Sache ist diese: wenn eine Anzahl edler Bilder, entweder durch Zeit und Ort mit einander verbunden sind, oder sich auf einander, wie Ursache und Wirkung beziehen: so kann die Dichtkunst mit sehr gutem Erfolge die Wörter zusammensetzen, die zu diesen Ideen gehören, sie mögen auch im Ganzen ein noch so seltsames Bild geben. Keine malerische Verbindung ist darzu nöthig, weil kein wirkliches Gemälde daraus entstehen soll; noch thut deswegen die Beschreibung im geringsten weniger Wirkung. Durch das, was Priamus und die andern Alten der Rathsversammlung von der Helene sagen, hat nach jedermanns Geständniß Homer die höchste Idee von dieser Unglück bringenden Schönen gegeben.

Οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐϋκνήμιδας Ἀχαιοὺς
Τοίῃ δ' ἀμφ', γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα
πάσχειν
Αἰνῶς δ' ἀθανάτῃς, θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν.

Kein Wunder, daß solche göttliche Reitze neun lange Jahre die Welt in Waffen setzte. Welche erobernde Bildung! Was für majestätische Züge! Ihr Gang ist der Gang einer Göttinn, und ihr Blick, der Blick einer Königinn.

Hier wird nicht ein Wort von dem Eigenthümlichen ihrer Schönheit gesagt: nicht das geringste, was uns zu einem bestimmten Begriff von ihrer Gestalt verhelfen könnte. Und doch werden wir von dieser bloßen Erwähnung weit mehr gerührt, als von den langen und mühsamen Beschreibungen, die uns einige Schriftsteller entweder nach Ueberlieferungen, oder nach ihren eigenen Einfällen gegeben haben. Mich rührt sie wenigstens weit mehr, als die umständliche Beschreibung, die Spenser von seiner Belphebe macht; ob ich gleich zugebe, daß in dieser Beschreibung, so wie in allen Beschreibungen dieses vortrefflichen Schriftstellers einige ausnehmend schöne und poetische Theile vorkommen. Das fürchterliche Gemälde, das Lucretius von der Religion macht, um das Verdienst seines philosophischen Helden in Be-

streitung derselben zu erheben, wird für sehr kühn und geistvoll gehalten.

Humana ante oculos foede cum vita jaceret,
In terris, oppressa gravi sub religione,
Quae caput e coeli regionibus ostendebat
Horribili de super visu mortalibus instans;
Primus Grajus homo mortales tollere contra
Est oculos ausus. —

Und doch, was für eine Idee läßt sich aus diesem so vortrefflichen Gemälde herausziehen? Ganz und gar keine: auch hat der Dichter nicht ein Wort gesagt, das uns ein einziges Glied, oder einen einzigen Zug des Phantoms vorzeichnete, welches er uns doch mit allen nur ersinnlichen Schrecken hat vorstellen wollen. In Wahrheit, weder Poesie noch Beredsamkeit können durch die genaueste Beschreibung ein so deutliches Bild der Sache hervorbringen, als die Malerey thun kann, ihre Sache ist mehr durch Sympathie, als durch Nachahmung zu rühren, mehr die Empfindungen darzulegen, welche gewisse Dinge in dem Gemüthe des Redenden oder anderer erregt haben, als eine klare Vorstellung von diesen Dingen selbst zugeben. Dieses ist ihr eigentliches und größtes Feld, und in diesem glückt es ihnen am meisten.

Sechster Abschnitt.

Die Dichtkunst gehört nicht eigentlich unter die nachahmenden Künste.

Hieraus können wir also schließen, daß die Dichtkunst, in ihrem allgemeinsten Umfange, nicht mit genauer Richtigkeit eine nachahmende Kunst, genannt werden kann. Sie ist in der That eine Nachahmung, in so fern sie diejenigen Sitten und Leidenschaften der Menschen beschreibt, welche sich durch Worte ausdrücken lassen; wo sie animi motus effert, interprete lingua, denn ist sie im strengsten Verstande Nachahmung; und von dieser Art sind alle ganz dramatischen Gedichte. Aber beschreibende Gedichte wirken blos durch eine Substitution; vermittelst bloßer Töne, die durch Gewohnheit einerley Einfluß mit den Dingen selbst auf die Seele bekommen haben. Nichts kann eine Nachahmung seyn, was nicht einem gewissen andern Dinge ähnlich ist; und Wörter haben gewiß nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Ideen, an deren Stelle sie gesetzt werden.

Siebenter Abschnitt.

Auf welche Weise Wörter Leidenschaften erregen können.

Da also die Wörter nicht durch eine ihnen eigene natürliche Kraft, sondern nur durch Erinnerung auf uns wirken, so könnte man auf die Gedanken kommen, daß sie nur sehr wenig Einfluß auf Leidenschaften haben müßten; und doch verhält es sich ganz anders. Denn wir wissen aus Erfahrung, daß Beredsamkeit und Dichtkunst eben so fähig, ja in der That noch weit fähiger sind, lebhafte und tiefe Eindrücke zu machen, als irgend eine der übrigen Künste, fähiger so gar in gewissen Fällen, als die Natur selbst. Und dieses rühret hauptsächlich von drey Ursachen her. Zuerst, weil wir an den Leidenschaften anderer ausnehmend viel Theil nehmen, und durch jedes Zeichen, das uns von diesen Leidenschaften gewiesen wird, leicht gerührt und zu einer ähnlichen Empfindung gebracht werden. Nun giebt es aber keine Zeichen, die alle Theile und Umstände der Leidenschaften so vollständig ausdrücken könnten, als Wörter. Und wenn also jemand von irgend einer Sache spricht, so giebt er uns nicht blos den Begriff von der Sache, sondern er macht uns

uns zugleich die Art und Weise bekannt, wie er selbst von derselben sey gerührt worden. Das ist ausgemacht, daß der Einfluß der meisten Dinge auf unsere Leidenschaften weit weniger von den Dingen selbst, als von unsern Meynungen in Absicht derselben herkömmt; und diese hängen hinwiederum sehr von den Meynungen anderer ab, welche größtentheils nur durch Wörter uns beygebracht werden können. Zum andern, es giebt viele Dinge von einer sehr rührenden Art, die in der wirklichen Welt nur selten, deren Wörter aber sehr oft vorkommen; und so können also diese einen tiefen Eindruck machen, und in der Seele gleichsam Wurzel fassen, indessen die Vorstellung der Sache selbst vorübergehend und ohne Kraft ist. Ja vielleicht haben einige die Sache selbst noch niemals gesehen, denen doch der Name derselben äußerst rührend ist, als Krieg, Hungersnoth, Tod. Außerdem giebt es viele Dinge, bey denen wir gar keine sinnliche Idee, als nur die Idee ihrer Wörter denken lassen: als Gott, Engel, Teufel, Himmel, Hölle, die dem ohnerachtet alle einen großen Einfluß auf unsere Leidenschaften haben. Zum dritten, durch Worte haben wir es in unserer Gewalt, solche Zusammensetzungen zu machen, als uns außerdem nicht möglich seyn würde.

Diese Möglichkeit Zusammensetzungen zu machen, setzt uns in den Stand, einem Gegenstande durch die Hinzusetzung gutgewählter Nebendinge noch mehr Leben und mehr Stärke zu geben, als er in der Wirklichkeit haben würde. Der Maler kann jede Gestalt, die ihm gefällt, abbilden: aber diese belebende Farben kann er ihr nicht geben, die sie durch Wörter empfangen kann. Um in einem Gemälde einen Engel abzubilden, kann man weiter nichts thun, als einen schönen Jüngling mit Flügeln zeichnen. Aber kann ihm die Malerey wohl durch irgend etwas ein so großes Ansehen geben, als ihm die Rede durch Hinzusetzung des einzigen Wortes giebt: Engel des Herrn. Es ist wahr, ich habe hierbey keine deutliche Vorstellung; aber genug, diese Wörter machen auf mein Gemüth mehr Eindruck, als die sichtbare Abbildung thun könnte, und dieses ist alles, was ich verlange. Ein Gemälde, das den Priamus vorstellte, wie er an den Fuß des Altars geschleppt, und hier umgebracht wird, würde ohne Zweifel ein sehr rührendes Gemälde seyn können, wenn es gut ausgeführet wäre; aber es würde niemals den besondern Umstand auszudrücken vermögen, welcher diesen Tod in der Beschreibung des Dichters noch weit rührender macht.

Sanguine foedantem, quos ipse sacraverat ignes.

Ein

Ein anderes Beyspiel sind folgende Zeilen aus dem Milton, wo er die Reisen der gefallenen Engel durch ihre erschrecklichen Wohnungen beschreibt:

O'er many a dark and dreary vale
They pass'd, and many a region dolorous;
O'er many a frozen, many a fiery Alp;
Rocks, caves, lakes, fens, bogs, dens & shades,
A universe of death.

„Sie wandelten fort durch manches betrübte
„Finstre Thal, durch manche Landschaft voll
Elend und Jammer;
„Ueber manche gefrorne und manche feurige
Alpen;
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüffte,
„Eine Welt des Todes.„

Zuerst, was die Kraft der Zusammensetzung vermag, zeigt sich in der Zeile:

Rocks, caves, lakes, dens, bogs, fens and shades
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüffte.„

und doch würde dieses den größten Theil seiner Wirkung verlieren, wenn es nicht

„Die Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüffte des Todes„

wären.

Diese, durch ein Wort hervorgebrachte Idee, oder Empfindung, die auch durch nichts anders, als durch ein Wort zu den übrigen Ideen hätte hinzugefügt werden können, macht das Ganze auf einmal in einem sehr hohen Grade erhaben; und dieses erhabene steigt durch das folgende noch höher: Eine ganze Welt des Todes.

Hier sind wieder zwey Ideen, die sich nur durch Wörter ausdrücken lassen, wenn man ja das Ideen nennen darf, was der Seele kein deutliches Bild giebt, und ihre Vereinigung ist auf eine unbegreifliche Weise erhaben und fürchterlich.

Bey dem allen wird es uns doch vielleicht noch schwer fallen, zu begreifen, wie durch Wörter Leidenschaften, die sich auf wirkliche Gegenstände beziehen, erregt werden können, weil sie uns von diesen Gegenständen keine klaren Vorstellungen geben. Aber dieses ist nur deswegen schwer, weil wir in unsern Betrachtungen über die Sprache, einen klaren Ausdruck, von einem star-

ken

ken Ausdrucke nicht hinlänglich unterscheiden. Man braucht oft das eine für das andere, und sie sind doch ganz ausnehmend von einander verschieden. Klar ist ein Ausdruck, in Absicht auf die Vorstellung des Verstandes, die er erregt, stark ist er, in Beziehung auf die Leidenschaft, die er veranlaßt. Jener beschreibt, was das Ding sey, dieser zeigt an, auf welche Weise es sey empfunden worden. So wie es nun einen gewissen Ton der Stimme, gewisse Mienen, Geberden giebt, die, weil sie dem Traurigen, dem Verliebten, dem Zornigen eigen zu seyn pflegen, uns allenthalben, wo wir sie sehen, in diese Leidenschaften setzen, auch wenn wir von den Ursachen, woher sie entstanden sind, nicht das geringste wissen: so kann es auch gewisse Wörter, und gewisse Zusammenfügungen von Wörtern geben, die uns ohne alle klare deutliche Vorstellung, von der Sache, von welcher die Rede ist, blos dadurch rühren, daß sie zum Ausdrucke leidenschaftlicher Gegenstände eigenthümlich gewidmet sind, und daß wir sie nur immer da haben brauchen hören, wo jemand wirklich unter dem Einfluße einer gewissen Leidenschaft stand. — Was die Beschreibung der Sache nicht bey uns ausrichten würde, das richten die Empfindungen der andern in Ansehung dieser Sache aus. Wir nehmen nicht an dem Gegenstan-

de, sondern nur an dem Gefühle des Redenden Antheil.

So viel ist ausgemacht: jede wörtliche Beschreibung, so vollkommen und genau sie immer seyn mag, bringt doch nur eine so armselige und unzureichende Idee von dem beschriebenen Dinge hervor, daß sie schwerlich irgend einen Eindruck machen würde, wenn nicht der Ausdruck von dem starken und lebhaften Gefühl des Redenden ihr zu Hülfe käme. Unsere Leidenschaften sind ansteckend; und so fangen wir leicht, das in einem andern schon brennende Feuer, das die Gegenstände selbst niemals würden in uns entzündet haben: so ersetzen die Worte, indem sie die Leidenschaften des Redenden, so zu sagen auf die Hörenden übertragen, reichlich dasjenige, was ihnen in anderer Absicht mangelt. — Man hat die Anmerkung gemacht, daß die am meisten ausgearbeiteten Sprachen, die, welche ihrer hohen Klarheit und Deutlichkeit wegen gepriesen werden, gemeiniglich des kraftvollen starken Ausdruckes entbehren. Die französische Sprache, z. B. hat diese Vollkommenheit, und hat diesen Mangel; dahingegen die orientalischen Sprachen, und überhaupt die Sprachen der meisten noch wenig gesitteten Völker, eines sehr nachdrucksvollen und starken Ausdrucks fähig sind.

Und

Und dieses muß natürlicher Weise so seyn. Nationen, die noch nicht Wissenschaften und Künste kennen, sind nur gemeine Beobachter der Dinge, und sie sind nicht sehr genau in Unterscheidung derselben; aber eben deswegen werden sie von dem, was sie sehen, stärker gerührt, und drücken es also mit mehr Wärme und Leidenschaft aus. Können sie nur diese ihre eigene Nahrung ihrer Rede mittheilen: so wird dieselbe ohne klare Idee, oft sogar ohne alle Idee von der Sache, die die Leidenschaft ursprünglich erregte, doch diese Leidenschaft in der Seele des Zuhörers hervorbringen.

Man könnte vielleicht der Fruchtbarkeit dieser Materie wegen von mir erwarten, daß ich die Poesie, in so fern sie mit den Ideen des Erhabenen und Schönen zu thun hat, genauer betrachten würde; aber man muß sich erinnern, daß sie in dieser Beziehung schon oft und vortrefflich abgehandelt worden ist. Meine Absicht war nicht, mich in Beurtheilung dessen, was in irgend einer besondern Kunst schön oder erhaben ist, einzulassen: sondern ich wollte blos einige allgemeine Grundsätze feststellen, die dazu etwas beytragen könnten, den Maasstab des Schönen in allen diesen Künsten, deutlich und gewiß zu machen. Und diese Absicht glaubte ich am besten zu erreichen, wenn ich

ich die Eigenschaften, wodurch Liebe oder Bewunderung erregt werden, vornehmlich bey den Werken der Natur untersuchte, wenn ich dieser ihre Art auf uns zu wirken, wenn sie diese Leidenschaften hervorbringen, beobachtete. — Ueber die Wörter stellte ich nur in so fern Betrachtungen an, als ich zeigen wollte, nach was für Grundsätzen sie diese natürlichen Dinge vorstellen, an ihre Stelle gesetzt werden können, und durch was für Künste sie uns eben so stark und oft noch stärker rühren, als die Dinge selbst.

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn.

X XII.83
VII.87
IX.88
XII.88
IX.90

Peter Greiner
Buchbinderei
München 15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burke, Edmund / Garve, Christian, / Hartknoch, Johann Friedrich

Burkes, Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen Nach der fünften Englischen Ausgabe

Riga 1773

Ph.sp. 126
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042880-2
VD18 10206523